

1-24
XX 244
19

25 Dks.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der NKW (B.) der USNR der Wolgadeutschen

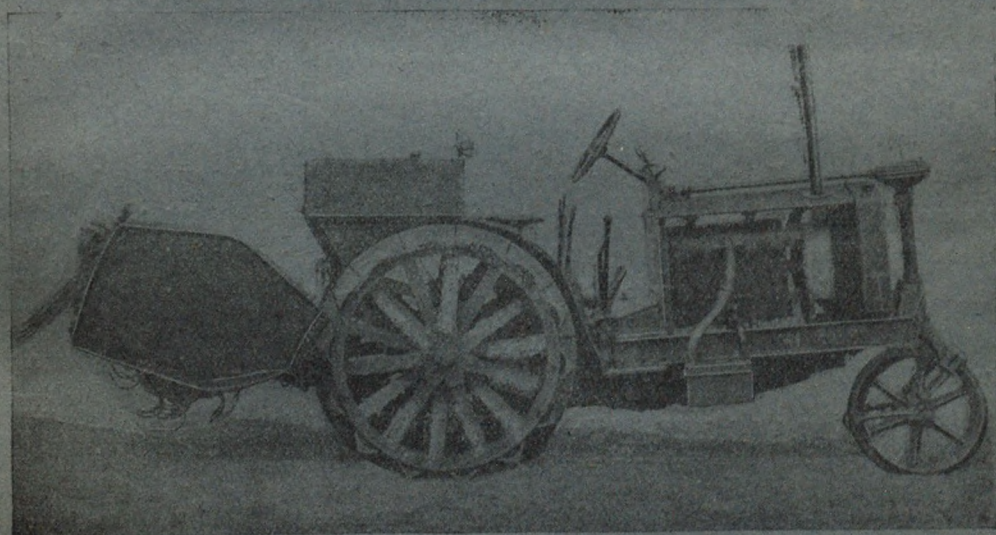
Illustrierte Halbmonatschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 24.

Pokrowsk, 31. Dezember 1925.

Jahrgang 4.



Bodenfräse.

УНЗЕРЕ ВИРТШАФТ

ДВУХНЕДЕЛЬНЫЙ ЖУРНАЛ

Орган Кооперативной Комиссии Обкома РКП (б) АССР Немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь, № 4.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die dreizehnte Gebietsparteikonferenz. Von P. Kunte.	738
Politische Rundschau	739
Wirtschaft und Wissen:	
Die Revolution von 1905. Von J. Sch. (Schluß)	741
Der Einfluß der deutschen Landwirtschaft auf die russische. Von Holzmann, Agronom.	743
Der Kischinewer Bauernprozeß. Von J. P.	745
Unsere Verwaltungsorgane und die Beteiligung unserer Bevölkerung an deren Arbeit. Von H. Gesele.	747
Kooperation und Landwirtschaft:	
Wie man den Boden für Winter- und Sommergetreide bearbeiten muß. Von A. Kubawa, Agronom.	749
Wie man sich selbst eine kleine Baumschule anlegt. Von Heinrich Rüger, Agronom. (Schluß)	752
Tie Bodenfräsen. Von G. Kling, Agronom.	754
Aus Stadt und Dorf:	
Korrespondenzen.	757
Kultur und Leben:	
„Frieden auf Erden!“ Von Karl Denf.	761
Weihnachten. Von Berta Laß.	761
Weihnachten. Von Hermann Gilseld.	762
Sodom und Gomorra. Erzählung von G. Wagner. (Schluß)	762
Der Ruf. Von G. Dorfmann.	765
1905 in der Katharinenstädter Zentralschule. Von A. Mattern.	765
Buchbesprechung.	767
Schwesterlied. Von Marie Herrmann.	768
Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.	
30 Jahre wissenschaftlicher Arbeit.	93
Zwei Männer und zwei Hunde. Von Reinhold Paul.	94



U n s e r e W i r t s c h a f t

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Bezugspreis:

Für einen Monat mit Uebersendung . . . 40 Kop. in Gold.
Vierteljährlich 1 Rbl. "
Fürs Ausland für 6 Monate 3 Dollar.

Anzeigen:

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.
Fürs Ausland 15 Cents.

Nummer 24.

Polkrowst, 31. Dezember 1925.

Jahrgang 4.

Die dreizehnte Gebietsparteiokonferenz.

Von P. Runte.

Der Sowetbund hat im großen und ganzen die Zeit hinter sich, in der die bloße Wiederherstellung der Wirtschaft das Um und Auf aller Politik sein mußte. Jetzt gilt es, das neue Leben, in dessen Namen das Proletariat gekämpft und gesiegt hat, tatkräftig aufzubauen. Diese Aufgabe, ohne Vorbild in der Geschichte, stellt die kommunistische Partei vor gewaltige Schwierigkeiten, deren Ueberwindung Klarheit, ruhige Festigkeit und unermüdlichen revolutionären Arbeitseifer fordert. Wenn das für den ganzen Sowetbund gilt, so gilt das um so mehr für unsere Wolgarepublik, die wirtschaftlich hinter den übrigen Teilen des Sowetbundes zurückblieb. Vor unserer Parteiorganisation steht also die Riesenaufgabe, in dieser Zeit des wirtschaftlichen und politischen Aufbaus mit allen ihn begleitenden verwickelten Fragen den rechten Weg, den Weg Lenins, den Weg zum Sozialismus, zu gehen. Unsere dreizehnte Gebietsparteiokonferenz hat den richtigen Weg gewiesen.

Gen. König konnte im Bericht des Gebietskomitees feststellen, daß die Partei die schwere Aufgabe, unsere Wirtschaft vor den zerstörenden Folgen der Mißernte zu retten, tatsächlich gelöst hat. Der arme und mittlere Bauer ist nicht zugrunde gegangen, sondern

hat sich dank der richtigen Politik der Partei und der Sowetmacht wirtschaftlich gehalten. Der Getreideankauf, der in diesem Jahr so viele Schwierigkeiten bereitetete, ist in unserer Republik verhältnismäßig befriedigend vor sich gegangen. Unsere Kooperation entwickelt sich trotz der kapitalistischen Auswüchse, die in ihr vorhanden sind, im allgemeinen gesund und vereinigt vor allem die mittleren Bauern, die auf unserem Dorf die entscheidende Rolle spielen. Die Zahl der Parteimitglieder ist gewachsen; doch muß die Zusammensetzung der Partei in sozialer und nationaler Hinsicht stark verbessert werden. Die Parteiaufklärungsarbeit und die Arbeit unter den Frauen hat große Erfolge zu verzeichnen. Der starke Beifall, den der Bericht des Gen. König fand, zeugte davon, daß alle Delegierten das Erreichte als die Frucht gemeinsamer Arbeit freudig begrüßten.

Gen. Wegner erstattete den Bericht der Kontrollkommission und gab ein Bild der durch die sogenannte Parteiüberprüfung erzielten Resultate, sowie über die Untersuchungs- und Kontrolltätigkeit des Volkskommissariats der Arbeiter- und Bauerninspektion.

Aus dem Bericht des Gen. Loos über den Jugendverband war deutlich zu sehen,

daß unser Jugendverband seine große Aufgabe immer ernster erfaßt und sein Ziel darin sieht, aus der arbeitenden Jugend überzeugte Kommunisten und gute Arbeiter auf allen Gebieten unseres Aufbaus zu erziehen.

Den Bericht des Zentralkomitees und der Zentralkontrollkommission erstattete Gen. Podwoiski. Sein Bericht trug viel dazu bei, die vorhandenen Ansätze zu falschen Auffassungen über den richtigen Weg zum Sozialismus und über die vor uns stehenden wirtschaftlichen und politischen Aufgaben zu entwurzeln und alle Meinungen mit der des bolschewistischen Zentralkomitees in Einklang zu bringen.

Die Hauptaufmerksamkeit der Konferenz war auf den Bericht des Gen. Schwab über die Arbeit unter den Dorfarmen gerichtet; denn diese Arbeit steht naturgemäß in unserer Republik im Vordergrund des Interesses. Gen. Schwab schilderte an Hand reichen Materials das Wachsen der Aktivität der Bauernschaft, die Belebung der Arbeit der Dorfräte und die vor sich gehende Schichtung auf dem Dorf. Er besprach die jetzt so brennende Frage der Schuldenzurückzahlung durch die ärmeren und mittleren Bauernwirtschaften, die notwendige Anpassung des Steuersystems an den Grundsatz der Einkommensteuer, die Frage der Traktorenverteilung, die in der Bauernfrage hervortretenden falschen Ansichten (Nichtverstehen der neuen ökonomischen Politik auf dem Dorf einerseits, Nichtsehen der Kulafengefahr auf der andern) und legte dann ein gut gearbeitetes Programm der weiteren Dorfarbeit vor.

Die Debatten zum Bericht des Gen. Schwab waren ungemein lebhaft und brach-

ten alle aus der Arbeit des verflossenen Jahres angesammelten praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiet zur Geltung.

Gen. Leiser berichtete über die Arbeit in den professionellen Verbänden, denen die Partei wieder gesteigerte Aufmerksamkeit zuwenden muß; denn nur ein gut organisiertes, aufgeklärtes und diszipliniertes Proletariat kann seiner Führeraufgabe gerecht werden. Der Hauptgedanke war auch hier wieder: Belebung, Annäherung an die Massen, Erfassung der Massen.

Gen. Borger entwarf den Plan, nach dem sich unsere Industrie in den nächsten Jahren entwickeln soll. Wie die Partei im ganzen, so versuchen auch wir, forschend und berechnend in die Zukunft zu sehen und dem blinden Walten verschiedener Wirtschaftskräfte und der Konjunktur des Marktes unsere planmäßige sozialistische Wirtschaftspolitik entgegenzustellen. Der Plan, so unvollkommen und wenig verbunden mit unserer Gesamtwirtschaft er auch noch ist, stellt eine achtenswerte Arbeit und gute Grundlage für weitere Berechnungen dar.

Einigkeit, Ernst, Lebendigkeit und feste Siegeszuversicht kennzeichnen unsere dreizehnte Parteikonferenz. Die neu gewählten Parteiorgane haben richtige Weisungen erhalten und werden die Durchführung dieser Weisungen leiten und überwachen.

Wer die Politik der Partei in unserem Gebiet verstehen will, muß die Beschlüsse unserer Konferenz studieren, die in Broschürenform herauskommen werden. Wer es gut meint mit der sozialistischen Zukunft unserer Republik, der helfe mit, die Beschlüsse der Partei nach bestem Wissen und Können durchzuführen.

Politische Rundschau.

Indem die englische Regierung die Führer der Kommunistischen Partei dem Gericht überlieferte, gedachte sie, die revolutionäre Arbeiterbewegung ins Herz zu treffen und gänzlich zu vernichten. Aber in England muß man sich auch überzeugen, daß die Arbeiterbewegung nicht von einzelnen Führern gemacht wird. Die kommunistischen Führer sind im Gefängnis, und in London entstand dennoch eine große Protestdemonstration der Arbeiter gegen die Zuchthausurteile der englischen Klassenjustiz. Die Matrosen sangen dennoch während des Gebets und statt des Gebets die Marseillaise. Sogar die Polizei in Belfast begann einen Streik ohne die Führer der Kommunistischen Partei, während dessen sie die Offiziere verhaftete und die Kasernen und Waffenniederlagen ergriff. Auf dem Londoner Protestmeeting wurden vonseiten der Mitglieder der Arbeiterpartei ebensolche Reden laut, für die die Kommunisten verurteilt wurden, nämlich Aufrufe an die Soldaten, nicht gegen die Arbeiter vorzugehen.

Die Hauptsache ist aber die systematische revolutionäre Arbeit des in den Gewerkschaften organisierten englischen Proletariats. Zusammen mit den russischen Gewerkschaften führen die englischen Arbeiter einen beharrlichen Kampf zur Herstellung der Einheitsfront der Arbeiterbewegung der ganzen Welt. Zusammen mit den Vertretern der russischen Gewerkschaften faßten die Vertreter der englischen Gewerkschaften in der Sitzung des englisch-russischen Einheitskomitees eine Resolution gegen die reaktionären Führer der Gewerkschaften in Europa. Die englischen Gewerkschaften übernahmen mit diesem Beschluß die Aufgabe, entgegen dem Willen der Amsterdamer Internationale einen Einheitskongreß der internationalen Arbeiterbewegung einzuberufen. Alles dieses geschieht natürlich nicht auf Geheiß der einzelnen Kommunisten, sondern weil die Lage des englischen Proletariats immer schlechter wird.

Schon in der vorigen Nummer wiesen wir darauf hin, daß die Regierungskrisen nach dem „pazifistischen“ Locarnovertrag besonders hartnäckig sind. So war es in Frankreich, so ist es auch in Deutschland. Schon

beinahe zwei Wochen sitzt Deutschland ohne Regierung. Hindenburg bestand auf der großen Koalition, d. h. auf dem Zusammenarbeiten der drei bürgerlichen „republikanischen“ Parteien (Deutsche Volkspartei, Zentrum und Demokraten) mit der Sozialdemokratischen. In Deutschland macht die Arbeiterbewegung in der letzten Zeit große Fortschritte. Deshalb wollen sich die umsichtigeren Kapitalisten schon jetzt die Hilfe der Sozialdemokraten zur Unterdrückung der Arbeiterbewegung sichern. Aber die Sozialdemokraten können nach ihrer arbeiterfeindlichen Haltung in der Locarnofrage nicht so ohne weiteres in eine Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie einwilligen. Auf Verlangen ihrer Arbeiter-Mitglieder mußten die Führer gewisse Forderungen an die Bourgeoisie stellen. Das Verlangen der Führer nach den Ministeresseln war so groß, daß sie auch ohne die Erfüllung dieser Forderungen Verhandlungen zuerst mit dem Vertreter der Zentrumspartei Fehrenbach und später auch mit dem Demokraten Koch führten, die jedoch wegen des außerordentlichen Drucks der sozialdemokratischen Organisationen zunichte wurde.

Während die Sozialdemokraten solche Verhandlungen eingehen, führt das Proletariat einen äußerst zähen Daseinskampf. Die Lage bringt eine immer größere Arbeitslosigkeit mit sich. Und bei der großen Arbeitslosigkeit, bei der die Arbeitslosen und Kriegsinvaliden nur 8—10 Mark wöchentlich Unterstützung bekommen, unternimmt die Bourgeoisie mit wohlwollender Unterstützung der Sozialdemokraten die Vergütung der verjagten Fürsten mit Wilhelm II. an der Spitze für das von dem Staat übernommene Eigentum dieser Fürsten. Wilhelm II. allein verlangt 30 Millionen Mark. Die Kommunisten verlangen einen Volksentscheid in dieser Angelegenheit; aber ob sie ihn allein mit Hilfe des Proletariats und gegen die Sozialdemokraten durchdrücken können, wird die nächste Zukunft zeigen.

In Polen verschlechtert sich auch die Lage von Tag zu Tag. Um den drohenden Finanzbankrott abzuwenden, hat man nun außer den Anleihen die äußersten Maßnahmen in Angriff genommen. Die Auslagen für die Volks-

bildung wurden dermaßen eingeschränkt, daß 5000 Lehrer entlassen werden mußten. Die landwirtschaftlichen Steuern sollen nun an Getreide in Natur erhoben werden, um sie nicht durch Kurssturz des Sloty zu verringern.

Diese Lage der Staatsfinanzen üben auch auf die Privatunternehmungen einen niederdrückenden Einfluß aus. In Lodz bankrottierte eine der größten Firmen Polens, die Firma Gottesdiener. Eine Menge anderer werden ihr folgen. Schon jetzt wird die Arbeitslosigkeit unerträglich. In der letzten Woche vermehrte sich die Zahl der Arbeitslosen um 7000. Die Arbeitslosen protestieren und verlangen Arbeit oder Unterstützung, und die Regierung findet keinen besseren Ausweg, als die Arbeitslosen mit Giftgasen zu beschließen.

In China dauert der Kampf fort. In Nordchina, d. h. in Mandshurien, mischten sich die Japaner ein, insofern sie eine Verstärkung ihrer Truppen in Mukden vornahmen, so daß sich Ho-Sun-Ling in der letzten Minute nicht getraute, Mukden zu nehmen. Trotzdem ist Tschangsoling völlig abgetan. In Mittelchina gruppierten sich, wie wir schon in der vorigen Nummer schrieben, die Reste der Armeen Wupeifus und Tschangsolings in eine einheitliche Kraft zusammen, um die Volksarmeen zu vertreiben. Gegenwärtig werden hartnäckige Kämpfe um Tieng-Tsing geführt, in denen die Volksarmeen vorläufig die Oberhand behaupten. Tieng-Tsing, eine der größten und wichtigsten Städte Chinas und ein sehr wichtiger Knotenpunkt der Eisenbahnlinie, ist zwar noch in den Händen der reaktionären Generale, aber die Volksarmeen belagern es von allen Seiten und haben schon die Verbindungen der feindlichen Armeen vernichtet. Auch die so nötige Zusammenarbeit zwischen den Volksarmeen und der Kuomintang, der Partei Sun-Yat-Sens, wird allmählich besser. Schon hat ein Führer der Volksarmeen, Mitglied der Kuomintang, einen großen Sieg über die Gegner errungen. Aber auch jetzt noch bleibt die Lage ungeklärt. Die großen entscheidenden Kämpfe stehen noch bevor, da sich

die Imperialisten mit dem Sieg der Volksarmeen nicht so leicht zufrieden geben werden.

In der Völkerliga führte die Türkei einen hartnäckigen Kampf gegen England um Mossul. Mossul ist das Zentrum eines großen Naphtharagons, der den Engländern sehr in die Augen leuchtet. Es liegt im Zentrum der ehemaligen asiatischen Türkei. Erst nach den Operationen während des Friedenschlusses, da große Teile von der Türkei losgetrennt und unter die Oberherrschaft der Engländer und Franzosen gestellt wurden, war es möglich, auch an die Naphthagegend Mossuls heranzukommen. Die Türkei hoffte auf eine gerechte Lösung dieser Frage von seiten der Völkerliga. Diese getraut sich aber nicht, gegen ihren Gebieter vorzugehen, und sprach England das Gebiet zu. Die Türkei erkennt diese Entscheidung nicht an, und es ist leicht ein Krieg zu erwarten.

Gen. Tschitscherin verbrachte seinen Krankheitsurlaub in Südfrankreich. Während seiner Durchreise durch Paris wurden Unterhandlungen gepflogen, um Generalverhandlungen in allen Fragen, die beide Länder betreffen, zu beginnen. Wie Gen. Tschitscherin dem Korrespondenten der Telegraphenagentur des Rätebundes (TASS) mitteilte, sollen die Verhandlungen in den nächsten Tagen beginnen. Aber in den letzten Tagen ist die Lage in Frankreich wieder kritisch geworden. Die Finanzprojekte des neuen Ministeriums fanden keine Gnade vor dem Parlament. Vorläufig wurde die allgemeine Ministerkrise durch die Abdankung des Finanzministers Loucheur verhütet.

Auch in den Vereinigten Staaten scheint das Eis zu brechen. Unlängst fand in New-York ein Bankett zu Ehren der russischen Handelsvertreter in Amerika statt, auf dem sich die verschiedensten Vertreter der Handels- und Industriekreise für die Anerkennung des Rätebundes aussprachen. Die Reden auf dem Bankett riefen reges Interesse im ganzen Lande hervor. Die meisten bürgerlichen Zeitungen meinen, daß die Regierung bald dem Beispiel der Industrie- und Handelskreise folgen wird.

Wirtschaft und Wissen.

Die Revolution von 1905.

Von J. Sch.

(Schluß.)

Im Sommer 1905 war es in den Großstädten verhältnismäßig ruhig, aber alle fühlten sich in neuen Verhältnissen zu einander. Die zarische Regierung mit ihren Gendarmen und Kosaken fühlte sich nicht mehr als Herrscherin über Leben und Tod ihrer Untertanen, und diese fühlten sich als freie Bürger, die das Recht haben, zu tun und zu lassen, was sie selbst wollen. Deshalb versuchte die Regierung, auf neuen Grundlagen mit den Arbeitern übereinzukommen. Da sie sich aber bisher nur in grober Willkür geübt hatte, so fiel es ihr sehr schwer, in den Verhandlungen mit den Arbeitern den rechten Ton anzuschlagen. Man befürchtete immer, den Arbeitern mehr zu gewähren, als sie möglicherweise verlangen könnten. Das befandete sowohl die Kommission Schidlowskis, die die Nöte der Arbeiter untersuchen sollte, als auch die Kommission des Senators Bulhgin, die zur Ausarbeitung eines Projekts über die Volksvertretung zusammengesetzt war. Daher konnten diese Kommissionen die allgemeine Unzufriedenheit nicht dämpfen.

Nicht nur die Arbeiter und Bauern waren mit den Zuständen im zarischen Rußland unzufrieden. Alle Schichten der Bevölkerung, sogar die Kapitalisten, sympathisierten mit der Revolution. Auch die Armee blieb nicht ruhig. Hauptsächlich beteiligten sich die Matrosen der Schwarzmeerflotte an der Revolution, indem sie sich des besten Schlachtschiffes „Potjemkin“ bemächtigten, wozu ein äußerlich unbedeutender Streit mit dem Kommandobestand, den Anlaß gab. Der ganze Kommandobestand des genannten Schiffes wurde über Bord geworfen, worauf man die rote Flagge hisste. Später gesellte sich dem „Potjemkin“ noch ein zweites Schlachtschiff „Georgi Pobedonosetz“ zu. Aber unter den Matrosen fehlte es an revolutionärer Erfahrung und an Organisationsfähigkeit. So

wurde das Schiff „Georgi Pobedonosetz“ von den zurückgebliebenen Offizieren und Unteroffizieren unschädlich gemacht. Die Mannschaft mußte sich ergeben. Der „Potjemkin“ irrte noch lange hin und her, bis er sich endlich in einem rumänischen Hafen ergab. Hin und wieder kamen auch in der Landarmee die Unruhen öffentlich zum Ausdruck. Aber hier war die Organisiertheit noch weniger als auf der Flotte, so daß diese Unruhen niemals große Tragweite erlangen konnten.

Noch im Frühjahrstreik entstand in Iwanowo Wosnesensk im Kampf mit der Unternehmerklasse der erste Rat der Arbeiterdeputierten. Die Fabrikinspektoren und die Unternehmer wollten nicht mit der großen Masse unterhandeln und bestanden auf der Auswahl von Deputierten, wobei sie mit den Deputierten jeder Unternehmung im einzelnen zu unterhandeln, d. h. die Arbeiterbewegung zu schwächen, gedachten. Die Arbeiter kamen aber bald darauf, daß ihre Deputierten, in einen Deputiertenrat vereint, eine sehr große Kraft gegen die Unternehmer darstellen.

Noch größere Bedeutung erlangten die Räte in den Herbststreiken. Die Herbststreike nahmen ihren Anfang in Moskau. Die Buchdrucker der größten Moskauer Buchdruckerei begannen einen wirtschaftlichen Streik um die Berechnung des Arbeitslohnes nicht nach Buchstaben, sondern überhaupt nach Schriftzeichen, was einen Unterschied von 12 $\frac{1}{2}$ Proz. ausmachte. Schon hier wählte man Deputierten der Arbeiter des Buchdruckerergewerbes. Bald gesellten sich den Buchdruckern die Bäcker zu. Am 25. September entstand eine Demonstration, die von den Kosaken überfallen und zu einer regelrechten Schlacht mit ihnen genötigt wurde. Die Steine von der Straße und die Waffen aus den geplünderten Waffenniederlagen mußten hier die Dienste des Gewehrs versehen.

Mit Blitzschnelle verbreitete sich der Streik über ganz Moskau und über andere Städte. Bis Mitte Oktober war der Streik ein allgemeiner. Es war so weit gekommen, daß alle großen Städte Rußlands ohne Licht, ohne Lebensmittel, ohne Wasser und ohne Verkehr saßen. Man konnte nicht nur nicht aus einer Stadt in die andere fahren, da die Eisenbahner streikten, sondern auch das Schreiben und Telegraphieren war unmöglich. Die streikenden Post- und Telegraphenbeamten nahmen nur von den revolutionären Organisationen Postsendungen und Telegramme zur Beförderung an. Die zarische Regierung war von dieser Macht der revolutionären Arbeiter so eingeschüchtert, daß sie schon am 17. Oktober die „Freiheit“, die konstitutionelle Verfassung, gewährte. Das Manifest vom 17. Oktober versprach alles Mögliche, um später, wenn sich die Lage nur etwas gebessert hätte, alle Versprechen zu brechen. Schon gleich am nächsten Tage war die Regierung an der Arbeit, Banden zu organisieren, die später die Judenpogrome ausführten. Die Revolutionäre wurden massenweise verhaftet, und über Polen wurde der Kriegszustand verhängt.

Die Bourgeoisie und die kadettisch gesinnte Intelligenz, die am Anfang mit den Arbeitern sympathisierten, hatten nun ihr Ziel erreicht und machten sich wenig daraus, ob ihre Gefährten ihr Ziel erreichen würden oder nicht. Im Gegenteil, sie gingen nun gegen die Arbeiter. Man schrieb Berge von wulstigen Phrasen über die dem Volk „geschenkten“ Freiheiten.

Nur die Arbeiter kämpften weiter für die wirkliche Befreiung Rußlands. Aus Anlaß der Verhängung des Kriegszustandes über Polen erklärte der Petersburger Rat, der sich mittlerweile schon in eine revolutionäre Regierung verwandelt hatte, einen politischen Streik, den Novemberstreik. Die außergewöhnliche Organisiertheit, mit der der Streik begonnen und beendet wurde, hatte einen gewaltigen Eindruck auf die Regierung.

Aber bald hatte sich die Regierung von ihrem lähmenden Schreck erholt. Sie hatte vom ausländischen Kapital große Darlehen zur Unterdrückung der Revolution erhalten. Auch war es ihr gelungen, in der Armee die Ordnung wieder herzustellen. Deshalb mußten nun die beiden großen Kräfte, die im damaligen Rußland vorhanden waren, d. h. die zarische Re-

gierung und die Bourgeoisie einerseits und die Arbeiterklasse andererseits gegeneinanderprallen. Die Regierung fühlte sich so stark, daß sie den Angriff wagte. Sie verhaftete den Vorsitzenden des Petersburger Rats Chruschalow-Kossar. Der Rat beantwortete diesen Angriff mit seinem berühmten Finanzmanifest, das die wundeste Stelle der Regierung traf. Der Rat rief die Bevölkerung auf, der Regierung keine Steuern mehr zu zahlen, alle Einlagen aus den Sparkassen in Goldwährung zurückzuverlangen usw.

Die Regierung verstand nun, daß sie schnell handeln mußte. Der Petersburger Rat wurde sofort verhaftet. Dagegen die Petersburger Arbeiterschaft sofort wieder einen neuen Rat wählte, fehlte es ihr doch schon an Kräften, um den Kampf in der Weise fortzusetzen, wie es der Augenblick erforderte. Sie konnte den Dezemberstreik und den bewaffneten Aufstand, der in dieser Lage folgen mußte, nicht mehr durchführen, da die Regierung in Petersburg schon zu stark war. Die Petersburger Garnison war schon ein williges Handwerk in den Händen der Regierung.

Also mußte Moskau die weitere Führung im Kampf übernehmen. In Moskau wurde der Dezemberstreik begonnen, der denn auch zum bewaffneten Aufstand führte. Alle Unternehmungen Moskaus organisierten Partisanentruppen, die den Kampf mit der Polizei und den Kosaken aufnahmen. Mit Revolvern bewaffnet, zogen diese Partisanenabteilungen unter der Deckung des verkehrenden Publikums die Straßen entlang und überfielen die patrouillierenden Polizei- oder Kosakentruppen und richteten große Verheerungen unter ihnen an. Bis diese sich von ihrem Schreck erholt oder Hilfe bekommen hatten, waren die Partisanen schon durch Durchgangshöfe auf andere Straßen gekommen und trieben dort ihr Wesen mit der Polizei und mit den Kosaken weiter.

Der Moskauer Generalgouverneur Dubassow hatte nicht die Möglichkeit, die Moskauer Garnison zur Unterdrückung des Aufstandes zu verwenden, da sie nicht genügend zuverlässig war. Er verlangte schnelle Hilfe von Petersburg. Der Regierung war es mittlerweile schon gelungen, auf der Nikolaibahn Streikbrecherabteilungen aus Soldaten zu organisieren, dank denen es auch ermöglicht wurde, Dubassow Hilfe zu schicken. Der Aufstand wurde im Dezember 1905 blutig unterdrückt.

Nach der Unterdrückung des Moskauer Aufstandes war es schon leichter, die vereinzelt Versuche des bewaffneten Aufstandes in den anderen Städten zu unterdrücken. Bis tief in den Sommer des Jahres 1906 hinein dauerten die einzelnen Aufstände an, hauptsächlich auf dem flachen Lande; aber ohne die Arbeiterrevolution als Führerin konnten diese Aufstände schon nichts mehr ausrichten.

Also scheiterte die erste Revolution in-

folge des Mangels an Zusammenarbeit der beiden revolutionären Hauptklassen Rußlands. Die Bauern im Soldatenmantel traten gegen die Arbeiter auf. Aber auch in dieser Lage wäre die zarische Regierung nicht ohne Hilfe des ausländischen Geldbeckens ausgekommen.

Die Erfahrungen und Lehren, die die Arbeiterklasse aus den Niederlagen des Jahres 1905 schöpft, bereiteten jedoch desto sicherer den Sieg der Oktoberrevolution des Jahres 1917 vor.

Der Einfluß der deutschen Landwirtschaft auf die russische.

Von R. Holzmann, Agronom.

Die deutschen Kolonisten besiedelten das Wolgagebiet in dem Zeitraum von 1764 bis 1767. In diesem Zeitraum wurden alle Mutterkolonien auf Berg- und Wiesenseite gegründet. Die Kolonisten kamen also als Bahnbrecher in jener Zeit in eine unbefiedelte, weltfremde Gegend, deren Boden noch mit keinem Pflug berührt war, Ackerbau zu treiben. Im Falle der Widerspenstigkeit sollten die Schuldigen durch Zuchthausstrafe dazu gezwungen werden.

Die wilde Gegend mit ihrem schroffen, für die Ansiedler ungewohnten Klima brachte die Kolonisten in den ersten Jahren zur Verzweiflung. Aber die Unmöglichkeit, in die alte Heimat zurückzukehren, zwang sie, den schweren Kampf ums Dasein mit der Natur aufzunehmen.

Bei den ungünstigen Verhältnissen einer wildfremden Gegend stellten sich den Kolonisten in der Landwirtschaft oftmals unüberwindbare Hindernisse entgegen. Sie mußten eben in allem von vorne anfangen. Die Pflüge und andere landwirtschaftlichen Geräte machten sie sich selbst; die Bemittelteren ließen sie sich von den Handwerkern nach alten Heimatsbräuchen machen. Für die Vorschüsse, die sie von der Regierung bekamen, kauften sie sich bei den benachbarten Nomadenvölkern — den Kirgisen und Kalmücken — Arbeitsvieh und Nutzvieh. Einige Gegenstände bekamen sie auch in natura.

Die eigenartigen klimatischen Verhältnisse, der Mangel an Niederschlägen enttäuschten sogar die Kolonisten, die in der alten Heimat Landwirtschaft betrieben hatten. Der Ackerbau

war in den ersten Jahren so schwierig und fruchtlos, daß die Kolonisten längere Zeit zu ihrem Unterhalt Unterstützung von der Regierung benötigten. Aber Schritt für Schritt im Laufe von Jahren arbeiteten sich die Kolonisten in die Verhältnisse ein, und die Landwirtschaft erlangte eine feste Grundlage.

In sehr schwerem Zustande waren in jener Periode die russische Landwirtschaft und die soziale Lage der russischen Bauern, die noch ein ganzes Jahrhundert nach der Ansiedlung der deutschen Kolonisten unter dem Joch der Leibeigenschaft schmachteten.

Die Geschichte der russischen Landwirtschaft blickt ungeachtet der natürlichen Reichtümer ihres Bodens auf eine schwere Vergangenheit zurück. Sogar bis jetzt noch wird in manchen Gouvernements das Land, sogar schwerer Schwarzboden, mit dem uralten russischen Socha-Pflug bearbeitet. Selbstverständlich ist mit einem solchen Pflug nur eine ganz primitive Bearbeitung des Landes möglich. Daß man von einer solchen Bearbeitung auch keinen guten Ernteertrag erwarten kann, ist klar. Die Errungenschaften der Technik auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Maschinenbaus machten sich größtenteils nur die Großgrundbesitzer zunutzen. Die ungeheure Mehrzahl der russischen Bauern war durch die sozialen Verhältnisse zu einer primitiven Naturalwirtschaft verurteilt und hatte nicht die Möglichkeit, zu einer besseren Bearbeitung überzugehen.

Die russischen Bauern wurden erst vor 60 Jahren von der Leibeigenschaft befreit.

Diesem Umstand ist die Zurückgebliebenheit der russischen Landwirtschaft zuzuschreiben. Die revolutionäre Epoche nach dem Jahre 1917 eröffnete für die russische Bauernschaft neue Ausichten und Möglichkeiten.

Die Landwirtschaft der deutschen Kolonisten in Rußland hat in ihrer Geschichte andere Etappen durchgemacht: sie stand auch unter dem Druck des Zeitgeistes der verschiedenen Perioden. Aber trotz allen Hindernissen arbeitete sie sich allmählich empor und diente in mancher Hinsicht als Muster für die sie umgebende russische Bevölkerung.

Die Autonome Republik der Wolgadeutschen liegt im Süd-Osten Rußlands und wurde oftmals von Missernten durch die Dürre heimgesucht. Auch die Eigenschaften des Bodens sind für die Landwirtschaft weniger günstig als in den zentralen, westlichen und südlichen Gebieten Rußlands. Trotzdem stand die Landwirtschaft der russischen Bauern, sowohl in der umliegenden Gegend als auch in den meisten Gouvernements des Bundes der Räterepubliken von jeher noch auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe als die der deutschen Wolgakolonien.

Im Laufe der Zeit wurden die alten landwirtschaftlichen Geräte, die, wie wir gesehen haben, schon von vornherein um vieles besser waren als die der russischen Bevölkerung, immer mehr verbessert oder durch neue ersetzt. Bald wurden im ganzen Land solche Geräte wie Worfelmaschinen, Ausreitsteine bekannt, die von den deutschen Kolonisten selbst hergestellt wurden.

Die eisernen Pflüge des Sack- und Eckertsystems fanden zuerst Verbreitung in den deutschen Kolonien, ebenso verschiedene andere landwirtschaftliche Maschinen, wie Mähmaschinen, Selbstbinder, Sämaschinen und andere. Großen Unterschied findet man ferner in der inneren Einrichtung der Wirtschaft in den russischen und deutschen Dörfern. Die landwirtschaftlichen Geräte der deutschen Wirtschaft sind viel praktischer, was man schon an den deutschen zweispännigen Wagen sehen kann. Der Wagenbau ist besonders in den Städten Marxstadt und Balzer und in den Kolonien Grimm, Huck, Straub und anderen entwickelt. Die deutschen Wagen haben sich jetzt schon stark unter der russischen Bauernschaft verbreitet.

In den Kolonien der Bergseite entwickelte sich der Wolsfelmaschinenbau als Hausindustrie. Von hier verbreiteten sich diese Erzeugnisse in großer Anzahl in vielen Gouvernements.

Die Textilindustrie und die Korbflechterei entwickelten sich ebenfalls hauptsächlich in den deutschen Ansiedlungen der Bergseite und griffen allmählich auch auf die russischen Dörfer über. Gegenwärtig verschaffen sich Tausende von Menschen durch diese Erwerbszweige ihren Unterhalt.

Die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude haben auch ihre besondere Einrichtung, die den umliegenden russischen Dörfern als Muster dient.

Den nützlichen Einfluß der deutschen Wirtschaft auf die russische kann man in vielen Fällen beobachten. Die deutschen Arbeitsmethoden, so wie Einführung deutscher Geräte, Wirtschaftsgebäude fanden große Verbreitung bei den russischen Bauern. Durch die deutschen Kolonisten verbreiteten sich einige landwirtschaftliche Kulturen, wie die Senfkultur, der Tabak- und Kartoffelbau. Der Senfbau nahm seinen Anfang bei den deutschen Ansiedlern der Kolonie Sarepta und verbreitete sich von da in dem Unteren Wolgagebiet unter der russischen Bevölkerung. Gegenwärtig ist der Senf nach der Sonnenblume die wichtigste Delbpflanze. Der Tabakbau kam in das Wolgagebiet mit den deutschen Kolonisten, wo er jetzt noch in den Kantonen Marxstadt und Krasnojars eine große Bedeutung hat. Auf die Entwicklung des Kartoffelbaues, der in der Zeit der Gründung der deutschen Kolonien an der Wolga unter den russischen Bauern noch wenig bekannt war, übte die deutsche Wirtschaft einen sehr großen Einfluß aus. Kartoffeln wurden in den ersten Jahren viel von den Kolonisten angebaut. Die russischen Bauern haben die Anpflanzung der Kartoffel von den deutschen Kolonisten übernommen.

Die Ansiedlung der Mennoniten im Bereich der Wolgadeutschen fand in einer Zeit statt, als die Landwirtschaft in Deutschland schon auf einer höheren Entwicklungsstufe stand. Sie waren auch bemittelter in der Zeit der Uebersiedlung als die Wolgakolonisten. Deswegen steht die Landwirtschaft bei ihnen auf einer bedeutend höheren Stufe. Die Mennoniten brachten landwirtschaftliches Inventar, Arbeitsvieh und Ruzbivieh mit. Durch sie ver-

breitete sich eine Rasse Hornvieh, das sogenannte holländische Milchvieh, das durch hohe Produktivität in Rußland bekannt ist. Die Mennoniten sind daher als Kulturträger auf dem Gebiete der Landwirtschaft anzusehen. Bei ihnen findet man schon die meisten Erzeugenschaften der landwirtschaftlichen Wissenschaft, wie in dem Ackerbau, so auch in der Viehzucht und anderen Wirtschaftszweigen angewendet. Die Mennonitenwirtschaft hat be-

wiesen, daß in der „Gegend ohne Zukunft“, wie das Untere Wolgagebiet oft genannt wird, eine kulturelle Landwirtschaft dem Menschen ein sicheres Dasein bietet.

Wie jedermann aus dem Vorhergehenden ersehen kann, übt also die Landwirtschaft der deutschen Kolonisten, besonders der Mennoniten, einen wohlthuenden Einfluß auf die Volkswirtschaft Rußlands aus, was auch von der russischen Bevölkerung anerkannt wird.

Der Kischinewer Bauernprozeß.

Von J. B.

Ein einzig dastehendes Beispiel in der Geschichte der revolutionären Bewegung ist der unlängst in Kischinew beendete Gerichtsprozeß der bessarabischen Bauern.

Bessarabien war zur Zarenzeit ein Gouvernement an der rumänischen Grenze. Die Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Landwirtschaft und Viehzucht. Nach der Oktoberrevolution wurde auch in Bessarabien die Sowetmacht proklamiert und eingeführt. Nach der gewaltsamen Besitzergreifung durch Rumänien begann in Bessarabien eine furchtbare Schreckensherrschaft der rumänischen Gendarmerie und der Gutbesitzer, denen die wehrlosen Bauern massenhaft zum Opfer fielen. Die rumänische Regierung hatte es sich zur Aufgabe gestellt, auch den leisesten Freiheitsgedanken der bessarabischen Bauern im Blute zu erstickern.

Unsere Leser werden sich an die Mitteilungen erinnern, die wir schon früher über den Prozeß der aufständischen bessarabischen Bauern gebracht haben. Sie werden wissen, daß 485 bessarabische Bauern in der Festung Kischinew (Bessarabien) gefangen gehalten und vor das rumänische Kriegsgericht gestellt wurden. Vor keiner Folter schreckte das rumänische Untersuchungsgericht zurück, um den unglücklichen Befangenen Geständnisse zu erpressen, die unter anderem auch beweisen sollten, der Sowetbund hätte seine Hand beim Aufstand der Bauern im Spiel gehabt.

Der Prozeß, der die Aufmerksamkeit ganz Europas und die gerechte Entrüstung des Proletariats über die unerhörte Grausamkeit der

Rumänen auf sich gezogen hat, ist nun beendet. Von den 485 Angeklagten sind 234 freigesprochen, und der Rest ist zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt worden. Der Hauptangeklagte Baditschew wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Was war die Ursache des Aufstands der bessarabischen Bauern und was hat der Gerichtsprozeß erwiesen?

Der Prozeßverlauf hat vor allem den unumstößlichen Beweis erbracht, daß der Aufstand von Tatarbunar (Flecken in Bessarabien, wo der Aufstand losbrach) eine Folge örtlicher Verhältnisse war, und in keiner Hinsicht konnte irgendeine Einmischung des Sowetbundes nachgewiesen werden. Die wahren Urheber des Aufstands waren die rumänischen Offiziere und Gendarmen, die die Bevölkerung durch unerhört grausame Behandlung zum Aufruhr brachten.

Der Aufstand von Tatarbunar war eine einfache Bauernrevolte, wie solche Revolten seit der Besetzung Bessarabiens durch Rumänien 86-mal stattgefunden haben.

Die unmittelbare Ursache des allgemeinen Aufruhrs waren die Massenverhaftungen und Folterungen in der Ortschaft Nikolajewsk, wo der Bürgermeister und zwei Gendarmen durch maskierte Männer ermordet worden waren. Derartige Mordfälle kommen in Bessarabien fast täglich vor und beweisen nur die allgemeine Unsicherheit, die in diesem Lande herrscht. Die sogenannten Ordnungshüter, Polizei und Gendarmerie, sind eben allzusehr mit der Entdeckung von Verschwörungen und dem Ausschü-

neuer Niederträchtigkeiten gegen die Bevölkerung beschäftigt, als daß sie die öffentliche Sicherheit aufrechterhalten könnten.

Als nun die Amtspersonen von Nikolajewsk ermordet wurden, verhaftete die Gendarmerie die gesamte Einwohnerschaft dieses Dorfes, und es begannen förmliche Folterorgien. Nahezu die Hälfte der Verhafteten wurde nach „überstandem“ Verhör in den Donaufluß geworfen; andere wieder wurden auf dem Weg zwischen Cilia und Caramachmet erschossen. Den Verwandten der Ermordeten wurde nicht gestattet, die Leichname zu beerdigen. Wochenlang schleppten Hunde die Knochen der erschossenen Bauern durch die Straßen der Dörfer.

All das trug sich noch vor dem Ausbruch des Aufstands von Tatarbunar zu. Diese fürchterlichen Strafen schufen eine Stimmung der Panik und der Verzweiflung unter den Bauern, die schon ohnedies wegen der allgemeinen und wachsenden Unzufriedenheit der bessarabischen Bevölkerung und der Hungersnot im Süden Bessarabiens genug gespannt war. Da genügte ein einziger Funke, um eine allgemeine Volksempörung herbeizuführen.

Und dieser Funke war die vollkommen ungesetzliche Erschießung eines Bauers auf dem Marktplatz von Tatarbunar.

Wie unvorbereitet der ganze Aufruhr war und über welch geringe Organisation und Waffenbestände die aufständischen Bauern verfügten, zeigt die im Prozeß erwähnte Erklärung des Vorsitzenden des Rischinewer Kriegsgerichts, des Obersten Maxim, der damals mit der Niederschlagung des Aufstandes betraut war, in der es heißt:

„Die große Masse der Bevölkerung dieser Dörfer hat sich überhaupt nicht erhoben. Im westlichen Teile Bessarabiens herrscht auf Grund der von uns ergriffenen Präventivmaßnahmen vollkommene Ruhe. Die Bevölkerung dieser Gebiete geht ruhig ihrer Beschäftigung nach.“

Weshalb also dennoch diese blutige Verfolgung, diese fürchterlichen Grausamkeiten, die wohl einzig dastehen?

Als sich die ersten Truppenabteilungen

Tatarbunar näherten, steckten sie es an mehreren Stellen in Brand. Gleichzeitig wurde die ganze Bevölkerung ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters im Kirchhofe zusammengetrieben und ein großer Teil von ihnen an Ort und Stelle erschossen. Eine andere Gruppe, ungefähr 250 Personen, wurde außerhalb des Dorfes niedergemacht. Eine dritte Gruppe von Verhafteten, über 700 Personen, wurde in den Volksschulkeller von Tatarbunar gesperrt, wo die Mehrzahl nach drei Tagen den Erstickungstod starb, die übrigen aber vom gegenwärtigen Vorsitzenden des Kriegsgerichts, Oberst Maxim, erschossen wurden. In diesem Keller spielten sich überhaupt entsetzliche Szenen ab. Da den Gefangenen wochenlang kein Wasser gegeben wurde, zahlten sie bis 10.000 Lei für ein Glas Wasser, andere tranken Urin. Als einige Gefangene die Tür zu sprengen versuchten, wurde mit einem Maschinengewehr blind in den Keller hineingeschossen. Unter den Erschossenen befanden sich auch zahlreiche sehr begüterte Bauern, die man nur deswegen eingesperrt hatte, um von den Angehörigen Geld zu erpressen.

Sehr viele Gefangene wurden bei lebendigem Leibe angezündet oder begraben. Morde, Schändungen, Brandstiftungen, Folterungen und Räubereien kennzeichnen wohl am besten die „Schlacht“ von Tatarbunar, die in Wirklichkeit eine grauenhafte Schächterei war.

In Nerusai wurden über 100 Bauern erschossen und ihre Leichname den Hunden vorgeworfen.

In Cimislia wurden 280 Bauern nach fürchterlichen Folterungen erschossen.

In Podkova wurde den Bauern beim Verhör ein glühender Eisenreifen aufs Haupt gedrückt, um sie zu Geständnissen zu bringen.

Diese Repressalien dauerten bis Anfang Dezember (der Aufstand brach Mitte September aus).

Alle diese Feststellungen gehen klar und eindeutig aus dem Rischinewer Bauernprozeß hervor. Der Prozeß mit seiner ganzen Aufmachung sollte dieses fürchterliche Blutbad rechtfertigen. Dieser Versuch kann als endgültig gescheitert angesehen werden.

Unsere Verwaltungsorgane und die Beteiligung unserer Bevölkerung an deren Arbeit.

Von N. Sefele.

Bis zu der Revolution des Jahres 1917 war in den Dörfern das Kolonieamt das örtliche Verwaltungsorgan. Das Kolonieamt bestand, unabhängig von der Einwohnerzahl, die in den Dörfern zwischen 1000 und 10000 schwankt, im Durchschnitt aber 2—3 tausend beträgt, aus einem Dorfvorsteher oder Dorfältesten, seinem Stellvertreter und dem Dorfschreiber. Damit war auch die Zahl der Personen, die an der Verwaltung des Dorfes unmittelbar teilnahmen, erschöpft.

Der Stellvertreter des Vorstehers nahm nur in den größeren Dörfern einen mehr oder weniger ständigen Anteil an der Arbeit der Verwaltung. Der Schreiber war formell nur ein technischer Vollzieher, spielte jedoch faktisch oft die größte Rolle in der Verwaltung des Dorfes.

Der Vorsteher und sein Stellvertreter wurden gewählt, und zwar auf 3 Jahre. An den Wahlen teilzunehmen, war die ganze örtliche männliche Bevölkerung im Alter von 21 Jahren berechtigt.

Das Kolonieamt erfüllte die Forderungen der höherstehenden Behörden, wie auch die vom Landesvogt (земский начальник) bestätigten Beschlüsse der allgemeinen Dorfversammlung und hielt die Ordnung und Sicherheit (vor Feuerschäden, Dieben) aufrecht.

Die Fragen, die in den allgemeinen Dorfversammlungen verhandelt wurden, waren hauptsächlich Landfragen, ferner das Anmieten des Dorfschreibers, der Kirchendiener, der Hirten, Ausführung von Fronarbeiten, usw.

Da außer dem gemeinschaftlichen Landbesitz, bei dem das Land von Zeit zu Zeit, gewöhnlich nach 12 Jahren, aufs neue verteilt wurde, und außer einigen gemeinschaftlichen Gebäuden keine gemeinschaftliche Wirtschaft als Regel vorhanden war, war auch die Zahl der Fragen, die von der allgemeinen Versammlung gelöst werden mußten, verhältnismäßig beschränkt, und die Versammlungen wurden zufällig, je nach Bedarf, zusammengerufen.

Auf diese Weise entwickelte sich das Gemeinschaftsleben in äußerst einfachen Formen. Der Vorsteher bedurfte weder besonderer Kenntnisse, noch besonderer wirtschaftlicher Initiative; seine Rolle bestand hauptsächlich darin, die von oben kommenden Forderungen technisch auszuführen. Unter solchen Bedingungen wurden aus mehr als 100 tausend Einwohnern männlichen Geschlechts, die in jener Zeit das Recht hatten, in das Kolonieamt zu wählen und gewählt zu werden, nur 290 Mann nach der Zahl der Dörfer an deren Verwaltung gestellt. Die Republik hat zwar mehr als 290 Dörfer, doch nur 290 haben ihre eigenen Verwaltungen, von denen die kleineren besiedelten Punkte bedient werden.

Mit der Gründung der Russischen Sozialistischen Föderativen Räte-Republik und mit der Reorganisation des ganzen Verwaltungsapparates wurde in den Dörfern das Kolonieamt durch den Dorfrat ersetzt. Laut Verordnung über die Dorfräte müssen diese so gewählt werden, daß auf je 100 Einwohner ein Mitglied des Dorfrats kommt, wobei jedoch die Zahl der Mitglieder nicht mehr als 100 Mann betragen darf.

Die Dorfräte werden auf die Dauer von einem Jahre gewählt. Das Recht, zu wählen und gewählt zu werden, besitzen, unabhängig von Geschlecht, Glauben und Nationalität, alle Bürger eines bestimmten Dorfes, die zum Tage der Wahlen das 18. Lebensjahr erreicht haben, wenn sie nach den Bestimmungen der Konstitution nicht vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen sind.

Die Dorfräte müssen laut Gesetz regelmäßig und nicht weniger als einmal in zwei Wochen Sitzungen abhalten.

Um in der Zeit zwischen den Sitzungen der Dorfräte deren Entscheidungen, sowie auch die Bestimmungen der höheren Behörde durchzuführen, wählt der Dorfrat aus seiner Mitte einen Vorsitzenden, der in der nächsten Sitzung

über alle Maßnahmen, die zu den obenerwähnten Zwecken ergriffen werden, Bericht erstattet.

Dank solch einer Organisation der Dorfräte nehmen im Laufe von 3 Jahren in den Dörfern der Republik der Wolgadeutschen (auf mehr als 200.000 erwachsene Einwohner) an Stelle der früheren 290 Vorsteher 8—10 Proz. der gesamten erwachsenen Bevölkerung als Mitglieder der Dorfräte an der Verwaltung teil.

Während früher das Recht zu wählen und gewählt zu werden ungefähr 100.000 Männer hatten, gehört jetzt dieses Recht etwa 105.000 Männern und 119.000 Frauen. Während vor der Revolution in dem Verwaltungsapparate die Teilnahme von Frauen ausgeschlossen war, kommen jetzt auf 2703 Mitglieder der Dorfräte, die im Jahre 1925 gewählt wurden, 430 Frauen. Laut Verordnung über die Dorfräte haben diese folgende Hauptaufgaben: 1. Hebung der Bauernwirtschaften, Kampf mit der Unwissenheit und dem Bildungsmangel, mit Krankheiten und anderen Mißständen des Dorflebens, 2. Verteidigung der Rechte der Werktätigen, Durchführung der Gesetze, deren Ziel eine Verbesserung der Lebensverhältnisse der Werktätigen ist, und 3. eine weitgehende Heranziehung der Bauern und der Bäuerinnen zur Verwaltung des Staates.

Um die obenerwähnten Ziele zu erreichen, hat der Dorfrat folgendes zu tun: 1. alle Fragen, die das Dorfleben betreffen, zu besprechen und zu lösen und die diesbezüglichen Beschlüsse in festgestellter Ordnung auszuführen, 2. nach Möglichkeit Bildungstätten zu gründen und instandzuhalten, 3. die Organisationen der gegenseitigen Hilfe und der Kooperation der werktätigen Bürger allseitig zu unterstützen, 4. einen ernststen Kampf mit verschiedenartigen Verbrechen zu führen, 5. die Tätigkeit aller Organisationen, die auf dem Territorium, das dem Dorfrate untergeordnet ist und von ihm bedient wird, in Einklang zu bringen, usw.

Aus alledem ersieht man, was für große Möglichkeiten die Dorfräte besitzen, das Staatsleben aufs beste gestalten zu helfen. Natürlich ist zur Ausführung solcher ernststen und großen Aufgaben das bloße Heranziehen einer großen Anzahl von Werktätigen noch nicht genügend. Es sind noch Erfahrungen und Gewohnheiten

in der Arbeit nötig. Diejenigen, die zum erstenmal im öffentlichen Leben auftreten, müssen eine gewisse Anleitung haben, und unter den Mitgliedern der Dorfräte selbst müssen Personen mit den nötigen Erfahrungen und Kenntnissen sein. Deshalb wird von den höheren Behörden ein besonderer Wert auf die schriftlichen und mündlichen Instruktionen gelegt. Außerdem werden die Vorsitzenden der Dorfräte periodisch zu den Sitzungen der höheren Organe eingeladen, wo sie Berichte über ihre Arbeit erstatten, die von allen Versammelten beurteilt werden; endlich fahren diese höheren Organe nicht selten selbst in die Dörfer, um dort ihre Sitzungen öffentlich abzuhalten.

Die Mitglieder der Dorfräte haben ihrerseits das Recht, allen Sitzungen und Beratungen der zu ihrem Dorfe gehörenden Organisationen mit beratender Stimme beizuwohnen.

Die Teilnahme der breiten Schichten der Bevölkerung an der Verwaltung ist jedoch nicht nur auf die Möglichkeit, in den Dorfrat gewählt zu werden, beschränkt; sie ist eine viel weiter gehende. Die Dorfräte bilden zur Klärung wichtiger Fragen des Dorflebens besondere Kommissionen. In diese Kommissionen werden auch die Bürger des Dorfes hereingezogen. Endlich hören die Bürger die Berichte an, die periodisch vor der Bevölkerung abgehalten werden, besprechen sie und treffen ihre Entschlüsse dazu. Die Bürger haben das Recht, in den allgemeinen Versammlungen auch aus eigener Initiative Beschlüsse zu fassen, die, wenn sie gesetzlich sind, von dem Dorfrat in Erfüllung gebracht oder der entsprechenden Instanz vorgestellt werden.

Alles dieses spricht davon, daß wir es hier wirklich mit der allerweitesten Heranziehung der Werktätigen in den Regierungsapparat zu tun haben. Hier ist es natürlich auch wichtig, daß diese Heranziehung der breiten Massen der Werktätigen in den Regierungsapparat auch das Endziel erreicht, nämlich einen raschen kulturellen wirtschaftlichen Aufschwung des Staates. Dieses Endziel wird umso eher erreicht, je besser die Bürger ihre Rechte und Pflichten erkennen und je tätiger sie an dem Aufbau der Räteordnung teilnehmen.

Kooperation und Landwirtschaft.

Wie man den Boden für Winter- und Sommergetreide bearbeiten muß.

(Nach den Ergebnissen der Krasny-Ruter landwirtschaftlichen Versuchstation.)

Von A. Kubarewa, Agronom.

Die Wachstumsbedingungen für das Getreide.

Der vergangene Sommer war in dem Rayon der Krasny-Ruter landwirtschaftlichen Versuchstation sehr reich an Regen. Im Laufe von 5 Monaten, von April bis Juli, fielen in diesem Jahr 217 mm Regen, während für den Zeitraum von 13 Jahren, vom Jahr 1912 bis 1924, in dieser Zeit durchschnittlich nur 106 mm fielen. Im vergangenen Sommer fiel die doppelte Menge der durchschnittlichen Zahl an Regen. In der zweiten Hälfte des Monats April hatten wir sehr wenig Regen, und vom 1. bis zum 22. Mai gar keinen. Aber gerade diese Zeit ist für das Wachstum des Winter- und Sommergetreides sehr wichtig.

Während dieser Zeit muß das Wintergetreide eine sehr große Menge Nährstoffe aufnehmen. Dazu hat es Feuchtigkeit nötig, da die Pflanze die Nährstoffe nur mit dem Wasser aus dem Boden bekommen kann. Bei Mangel an Feuchtigkeit in dieser Zeit kann sich die Pflanze nicht normal entwickeln. Das Sommergetreide aber hat während dieses Zeitraums die Feuchtigkeit zur Staudenansehung nötig. Da aber der Regen während dieser Zeit ausblieb, so konnte es auch nur schwache Stauden bilden.

Von der zweiten Hälfte des Monats Juni bis zu Anfang des Monats Juli herrschte heißes Wetter mit einem verhältnismäßig niedrigen Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Solches Wetter begleitete das Aehrenansetzen, das Blühen und den Anfang der Körneransehung des Sommergetreides. Das heiße Wetter beeinflusste die Körneransehung ungünstig und verringerte den Ertrag der Ernte. Daher war auch der Ernteertrag der frühen Getreidearten (des Roggens, des Weizens, des Hafers und der Gerste) ungedeutet der großen Menge der Feuchtigkeit,

die während des Sommers niederfiel, kein hoher. Wie die Expertenkommission feststellte, betrug die Roggenernte durchschnittlich 18 Pud und die Weizenernte 24 Pud. Somit gab dieses Jahr, das für den Südosten verhältnismäßig günstig war, in unserer Gegend eine sehr niedrige Ernte.

Was muß nun der Landwirt tun, um seine Ernteerträge zu erhöhen? Vor allen Dingen muß er die Bearbeitung des Bodens für Getreide besser gestalten.

Die Bodenbearbeitung für Wintergetreide.

Das Wintergetreide muß auf Brachacker gesät werden. Was ist Brachacker? Diese Frage wurde in den Spalten dieser Zeitschrift schon in früheren Jahren besprochen. Ich halte es dennoch nicht für überflüssig, diese Frage von neuem zu erörtern. Bei der Brachbearbeitung wird das Feld einige Monate vor der Saat geackert und bleibt bis zur Saat rein und schwarz liegen, wobei sich in dem Boden Feuchtigkeit und Nährstoffe ansammeln. Je länger das Land geackert und von Unkraut rein liegen bleibt, umso mehr Feuchtigkeit und Nährstoffe sammeln sich in dem Boden an. Folglich, je früher der Brachacker vorbereitet wird, desto besser ist es. Man darf sich aber nicht mit dem Aekern des Bodens allein begnügen. Viele Landwirte sind der Meinung, daß, wenn der aufgeackerte Boden in Schollen liegen bleibe, er ausbrenne und besser werde. Das ist ganz falsch. So erreichen wir unser Hauptziel, das Ansammeln von Feuchtigkeit, nicht. Bleibt das geackerte Land in Schollen liegen, so trocknet es schneller aus als ungeackertes Land. Im Frühjahr geackertes Land muß unbedingt sofort geeeggt werden. Wird das Land im Herbst geackert, so bleibt es den Winter über in Schollen liegen und wird dann im Frühjahr, sobald es

an der Oberfläche abgetrocknet ist, geeegelt. Weiterhin muß man dafür Sorge tragen, daß das Land nicht mit Unkraut überwuchert, da das Unkraut fast alle Mühe vergeblich macht, indem es dem Boden einen bedeutenden Teil der Feuchtigkeit entzieht, die wir für das Wintergetreide erhalten wollten. Sobald auf dem Acker das Unkraut erscheint, muß mit dem Jätzpflug Kleins oder mit einem vierscharigen Pflug, an dem die Streichbretter entfernt sind, oder mit einem Extirpator umgeackert und sodann geeegelt werden. Das Wintergetreide muß mit einer Reihensämaschine auf die Brache gesät werden, da sie die Samenkörner gleichmäßiger in den Boden legt. Die Saat geschieht zu Ende des Monats August oder zu Anfang des Monats September. Bei regelmäßiger Bearbeitung der Frühbrache bewahrt der Boden zur Zeit der Ausfaat eine zum Keimen der Samenkörner und für die jungen Pflänzchen genügende Menge Feuchtigkeit. Nach den Feststellungen der Krasny-Ruter landwirtschaftlichen Versuchstation enthielt der Boden bei verschiedener Bearbeitung in einer Tiefe von 50 Zentimetern folgende Feuchtigkeitsmenge:

	Für das Jahr 1924	Durchschnittl. für 10 Jahre.
Auf Schwarzbrache	15,8	18,7
" Frühbrache . .	17,8	18,9
" Mittelbrache . .	12,7	16,2
" Spätbrache . .	14,0	14,2
" ungebr. Land*)	12,1	13,2

Am meisten Feuchtigkeit bewahrten die Schwarzbrache und die Frühbrache. Auf diesen beiden Brachen sind die Saaten bei jedem Wetterstande mit Feuchtigkeit versorgt. Auf ungebrachtem Land und auf Spätbrache erscheinen die Saaten nur in ausschließlich günstigen Jahren rechtzeitig; größtenteils liegt der Samen in der Erde, ohne zu keimen, bis ein Regen fällt. Die Mittelbrache nimmt eine Zwischenstelle ein. Auf der Mittelbrache geht der Samen rechtzeitig auf, wenn der Sommer nicht sehr trocken ist.

Die Brachbearbeitung reinigt die Felder vom Unkraut. Je früher die Brache ausgeführt wird, desto weniger Unkraut erscheint in dem Roggen, der auf die Brache gesät wird. Nach vierjährigen Versuchen auf der Krasny-Ruter Versuchstation wurden folgende Zahlen von Un-

krautpflanzen auf einer Quadratarschein vorgefunden:

Im Roggen auf Schwarzbrache	18
" " " Frühbrache	26
" " " Mittelbrache	35
" " " Spätbrache	83
" " " ungebrachtem, bloß mit dem vierscharigen Pflug geackertem Land .	51
Im Roggen auf ungebrachtem Land, bloß mit der Egge bearbeitet	167

Am reinsten erwiesen sich die Roggen-saaten auf der Schwarzbrache und sodann auf der Frühbrache; am meisten verunkrautet waren die Roggen-saaten auf ungebrachtem Lande, auf dem der Samen bloß untergeegelt wurde. Schon das Unterbringen des Samens mit dem vierscharigen Pfluge erniedrigt die Verunkrautung fast ums Dreifache, die Frühbrache ums Sechsfache. In dem Saatwechsel mit untergeegeltm Roggen vermehren sich allmählich der wilde Hafer und die Spizquecken, die bei dem Saatwechsel mit eingeführter Brache gänzlich fehlen.

Nachfolgende Aufstellung zeigt uns, welche Ernteergebnisse der Roggen bei der verschiedenen Bodenbearbeitung (in Pudzahl auf einer kleinen Deffjatine) liefert.

	Für das Jahr 1925	Durchschnittl. für 13 Jahre.
Auf Schwarzbrache	70	86
" Frühbrache . .	79	88
" Mittelbrache . .	48	66
" Spätbrache . .	47	43
" ungebr. Land .	35	43

Auf der Schwarzbrache war die Roggen-ernte in diesem Jahr und auch durchschnittlich für 13 Jahre zweimal so hoch als auf ungebrachtem Land. Auf der Frühbrache waren die Ernteerträge durchschnittlich um einiges höher als auf der Schwarzbrache. Da aber die Schwarzbrache im Herbst geackert wird, wenn der Landwirt mit Tiefackern für die Frühjahrsaat beschäftigt ist, und die Frühbrache im Frühjahr nach der Saat des Sommergetreides vollzogen wird, so ist die Frühbrache gewöhnlich vorteilhafter als die Schwarzbrache.

Für den Winterweizen, der seit diesem Jahr von der Versuchstation unter der Bevölkerung verbreitet wird, sind die Schwarzbrache und die Frühbrache unbedingt nötig. Auf ungebrachtem Lande lohnt es sich nicht, Winterweizen zu säen, da er im Winter zugrundegeht. Sollte ein ungewöhnlich günstiges Jahr

*) Nach Weizenfaat.

eintreten, daß der Winterweizen auf ungebrachtem Land über den Winter nicht zugrundegeht, so überwuchert er im Frühling derart mit Unkraut, daß er doch keine Ernte gibt.*) Der Winterweizen erträgt nämlich unsere schneearmen und kalten Winter nur dann, wenn er sich im Herbst gut entwickeln und Stauden ansetzen kann. Hat sich der Winterweizen bis zum Winter schwach entwickelt, so friert er aus. Gut entwickelt sich der Winterweizen nur dann, wenn er auf Schwarzbrache oder auf Frühbrache gesät wird, die genügend Feuchtigkeit und Nährstoffe enthalten.

Die Brachbearbeitung beeinflusst nicht nur den Ernteertrag der Wintergetreide, sondern auch des Sommerweizens, der nachfolgend auf diesem Land gesät wird. Der russische Weizen, der auf Roggenfeldern mit verschiedener Bearbeitung folgte, gab folgende Erträge:

	Im Jahr 1925.	Durchschnitt- für 10 Jahre.
Nach Roggen auf Schwarzbr.	48	55
" " " Frühbrache	46	56
" " " Mittelbrache	33	52
" " " Spätbrache	31	45
" " " ungebr. Land	35	41

In diesem Jahr gaben die Saaten auf der Schwarz- und Frühbrache die besten Erträge; den geringsten Ertrag gaben die Saaten auf Spätbrache. Auf der Mittelbrache und auf ungebrachtem Land war die Ernte um einiges höher. Durchschnittlich erwiesen sich die Erträge des Weizens für 10 Jahre nach Roggen auf Schwarz- und Frühbrache am höchsten, und am geringsten auf ungebrachtem Land. Auf der Frühbrache ist der Ertrag des Sommerweizens nach Roggenfaat um 15 Pud höher als auf ungebrachtem Lande. Folglich liefert die Frühbrache durchschnittlich um 44 Pud Roggen und 15 Pud Weizen mehr als ungebrachtes Land.

Die Bearbeitung des Bodens für Sommergetreide.

Um aber eine mehr oder weniger feste Ernte des Sommerweizens zu erzielen, muß er auf im Herbst geackertes Land gesät werden, und zwar muß das Land nicht nur für türkischen Weizen, sondern auch für russischen Weizen im Herbst geackert werden. Das im Herbst geackerte

Land nimmt mehr Wasser von den Herbstregen und von dem im Frühjahr tauenden Schnee auf. Außerdem entwickeln sich auf dem im Herbst geackerten Land die Unkräuter nicht so stark als auf dem Land, das im Frühjahr geackert wird. So haben wir festgestellt, daß auf eine Quadratarschein Weizensaat auf im Herbst (im September) geackertem Land 15 Stück Unkrautpflanzen kamen, was ein Gewicht von 9 Gramm ergibt; auf eine Quadratarschein Weizensaat auf Frühjahracker kamen 26 Unkrautpflanzen mit einem Gewicht von 19 Gramm.

In der Weizensaat auf dem im Frühjahr geackerten Land wiegen die Unkrautpflanzen doppelt soviel als auf der Herbstbrache. Je mehr Unkraut aber auf einem Acker ist, desto mehr Feuchtigkeit und Nährstoffe entzieht es dem Acker und dem Getreide. Folglich geht dem Weizen auf Frühjahracker das doppelte Quantum an Feuchtigkeit und Nährstoffen verloren.

Sehen wir uns einmal den Unterschied der Ernteerträge auf Frühjahracker und auf Herbstacker an. Auf der Krasny-Kuter Versuchstation wurde folgendes Ergebnis (in Pudzahl von einer Kronsdessjatine) erzielt:

	Im Jahr 1925.	Durchschnitt- für 10 Jahre.
Auf im Herbst (im September) geackertem Land	39,7	44,9
Auf Frühjahracker	20,7	34,6

In diesem Jahr gab die Saat auf Herbstacker um 19 Pud, d. h. fast ums Doppelte, mehr als auf Frühjahracker. Durchschnittlich war der Ertrag für 10 Jahre auf Herbstacker um 10 Pud höher.

Wie muß der Boden für Winter- und Sommergetreide bearbeitet werden?

Für das Wintergetreide muß das Land entweder im Herbst oder im Frühjahr nach Beendigung der Sommergetreidesaat geackert werden. Wird das Land im Frühjahr gebracht, so muß es sofort nach dem Ackern geeget werden; während des Sommers muß bei Erscheinen des Unkrauts das Land einige mal mit einem vierscharigen Pflug ohne Streichbretter oder mit dem Jätzpflug Kleins oder mit dem Ertirpator mit nachfolgendem Eggen gereinigt werden. Das Wintergetreide muß zu Ende August oder Anfang September mit einer Reihensämaschine gesät werden.

Für das Sommergetreide muß das Land im Herbst geackert werden.

*) Der Winterweizen entwickelt sich im Frühjahr langsamer als der Roggen und leidet daher mehr an Verunkrautung.

Wie man sich selbst eine kleine Baumschule anlegt.

Von Heinrich Rüge r, Agronom.

(Schluß).

Ungefähr anfangs August wird zur Beseitigung des Zapfens geschritten. Diese Zeit wird so bestimmt, daß die Wunde, die durch das Abschneiden des Zapfens entsteht, noch im Herbst etwas zuheilen kann. Diese Arbeit wird mit dem Gartenmesser erledigt. Der Gärtner stellt sich an die Seite des Bäumchens dem Zapfen gegenüber und schneidet diesen durch einen Schnitt ab. Dabei muß der Schnitt sehr glatt sein und auch richtig liegen, damit die Wunde leicht und gut zuheilt. Wenn wir den Zapfen zu kurz abschneiden, kann die Wunde sich nicht so leicht zuziehen. Ebenso ist es, wenn wir den Zapfen zu lang schneiden: das Bäumchen muß in diesem Falle große Kraft anwenden, um die Wunde zu bedecken; und es kann auch so weit kommen, daß es nicht imstande ist, diese Arbeit zu Ende zu führen. In beiden Fällen kultivieren wir schon in der Baumschule krankes Material. Deshalb muß man sehr vorsichtig sein und den Zapfenschnitt ganz richtig machen. Die Wunde wird vom Herbst an schon etwas kleiner werden, indem sie das Bäumchen mit Geweben (Kallus) bedeckt; bis zum Frühjahr wird sie ganz zugewachsen sein. Mit dem Abschneiden des Zapfens endigt die operative Pflege des jungen Bäumchens im ersten Jahr. Die Pflege des Bodens darf nicht vernachlässigt werden. Nur durch eine sorgfältige und ununterbrochene Pflege des Bodens und des Bäumchens bekommen wir gutes Material für unseren künftigen Garten. Im zweiten Jahr können wir schon zur Bildung der Krone schreiten. Bevor wir aber dazu schreiten, wollen wir uns etwas über die Natur der Obstbäume unterhalten.

Die verschiedenen Formen der Krone.

Die Geschichte des Gartenbaues kennt viele Arten von Kronen, angefangen von den natürlichen Kronen bis zu den kunstvollsten Kronen der französischen Lustgärten (Parke) der Zeit des berühmten Le-Notre. Sogar in unseren Wolgagebieten hat man einige Arten von Kronen. Doch werden wir uns bei diesen Arten nicht weiter aufhalten, umso mehr, als diese Arten

fast alle schon Material für die Geschichte des Gartenbaues darstellen und selten anzutreffen sind. Wir wollen hier nur die natürliche Krone, so wie sie der Baum seiner Beschaffenheit nach bildet, betrachten.

Wenn wir einen Zweig oder Schößling von einem Apfel- oder Birnbaume genauer betrachten, so sehen wir folgendes: die Knospen (und später die Blätter und Zweige) liegen in einer regelmäßigen Reihenfolge. Wenn wir noch genauer nachsehen, so finden wir, daß die Knospen in einer Spirallinie an dem Schößling liegen. Hier geht unsere Linie zwei mal um den Zweig herum, und die 6 Knospen sitzen in grader Linie über der ersten. Warum ist die Lage gerade so und nicht anders? So hat sich die ganze Familie der hierher gehörenden Bäume in den Verhältnissen unserer Natur nach sehr langem Wachsen geformt. Bei solcher Verteilung seiner Nester und Blätter bekommt er regelmäßiger und gleichmäßiger Licht und Luft als bei einer anderen Verteilung. Deshalb ist die Gartenbaukunst nach langer Kulturarbeit auf dieser Form stehen geblieben. Alle anderen werden als nicht richtig anerkannt und sind jetzt nur in zurückgebliebenen Gärten anzutreffen. Oft kann man nicht gut gebildete natürliche Kronen finden, aber diese sind doch besser als alle unnatürlichen Arten.

Bilden wir daher in unserer Baumschule auch nur natürliche Kronen von 6 Zweigen (Nestern), von denen der mittlere als Verlängerung des Stammes gilt.

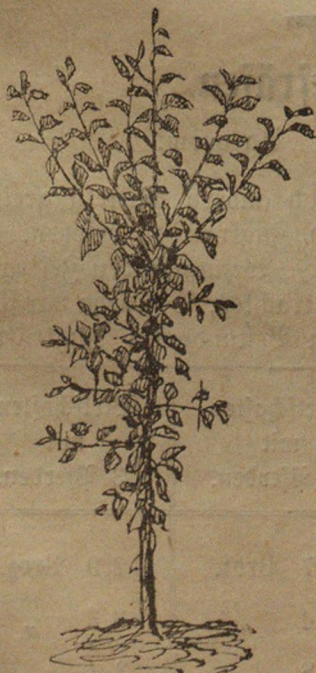
Diese Arbeit wird im Frühjahr des zweiten Jahres begonnen. Sogleich wenn man den Boden in der Baumschule betreten kann, muß man diese Arbeit anfangen. Die einjährigen Bäumchen sind um diese Zeit bereits groß genug, um den Kronschnitt auszuführen. An dem jungen einjährigen Trieb läßt man ein Stämmchen $\frac{3}{4}$ — $1\frac{1}{4}$ Arschin hoch (vom Boden gemessen) und darüber noch 6 gesunde Knospen stehen. 3 Werschok oberhalb dieser letzten (6.) Knospe wird der Trieb abgeschnitten. Die 3 Werschok oberhalb der letzten Knospe werden Zapfen genannt. Der Zapfen wird stehen ge-

lassen, um den Zweig der Verlängerung des Stammes anzubinden. Um einem Ausschlagen der Knospen des Zapfens vorzubeugen, schneidet man alle Knospen daran aus, und am oberen Teil sogar schält man die Rinde ab. Dabei muß sorgfältig vorgegangen werden. Besonders wichtig ist es, daß die 6 Knospen für die erste Etage der Krone richtig gewählt werden. Die oberste Knospe muß auf derselben Seite stehen, auf der sich im vorigen Herbst der Zapfen nach der Okulation befand. Der Zapfen bleibt nur zeitweilig stehen, bis der oberste Ast stark genug ist. Dann wird er abgeschnitten. Er kann im Juli schon beseitigt werden. Warum muß die oberste Knospe gerade über dem abgeschnittenen Zapfen des vorigen Jahres stehen? Damit der Stamm vor einer Verkümmung behütet werde.

Wenn wir diese Knospe anders wählen, so kann die kleine Krümmung beim Beschneiden im nächsten Jahr durch eine zweite vergrößert werden. Wenn wir aber die 6. Knospe so wählen, daß die zweite Krümmung die erste ausgleicht, so können wir für die Standhaftigkeit unseres Bäumchens gesicherter sein.

Aus den gebliebenen 6 Knospen werden Sprößlinge erscheinen, und auch an den weiter unten liegenden bilden sich solche, so daß bis zum Juli unser Bäumchen folgende Form hat:

Die Triebe, die am Stämmchen unterhalb der Krone wachsen, werden etwas gekürzt, daß sie nicht allzugroß werden. Sie bleiben stehen, damit das Stämmchen dicker wird. Später, Anfang August, werden sie auf „Astring“ oder wie man noch sagt, durch „schrägen Schnitt“ beseitigt. Die Wunden einer solchen Beseitigung wachsen bis zum Herbst noch schön zu, und das Stämmchen wird durch sie so ziemlich dick. Noch hat man viel Arbeit mit den Nestschen der Krone, die nicht einerlei schnell wachsen. Die obersten wachsen gewöhnlich viel stärker als die



Ein im Frühjahr beschneitetes Apfelbäumchen zum Juni.

unteren, so daß die Nestsche der Krone nicht einerlei groß und schön werden. Der Saft des Baumes wirkt viel stärker oben als unten.

Deshalb wachsen die oberen Nestschen stärker, und die unteren bleiben zurück. Um nun die Nestschen in gleichem Wachstum zu halten, werden über den unteren schwächeren Halbmondschnitte gemacht (bei Apfel- und Birnbäumen). Diese Schnitte werden durch die ganze Rinde bis auf das Holz ausgeführt; sie verhindern einen zu großen Zufluß des Saftes zu den stärkeren Nestschen und begünstigen in dieser Hinsicht die zurückgebliebenen Nestschen. Es gibt nicht wenig Sorten, die auch ohne den Halbmondschnitt ziemlich gute Krönchen bilden; doch die meisten Sorten bedürfen eines solchen Eingreifens. Im Juli (oder Ende Juni, wenn die Bäumchen gut gewachsen sind) wird der Stamm von den Verdickungsprossen befreit, und unser Bäumchen erhält folgendes Aussehen:

Manche Apfel- und Birnsorten bilden schon im ersten Jahre am jungen Stämmchen Nestschen. Bei solchen Sorten werden nicht alle Seitenastschen zur Verdickung des Stammes stehen gelassen, sondern die größten müssen ganz (bis auf 1 Werschok) abgeschnitten werden. Die andern werden etwas beschnitten, um sie nicht zu groß wachsen zu lassen. Im übrigen ist das Verfahren und die Pflege ganz einerlei. Manchmal muß man mit dem Kronenschnitt bis zum dritten Jahre abwarten. Doch



2-jähriges Bäumchen mit richtiger Krone und befreitem Stamm im Juli.

geschieht dies nur dann, wenn die Bodenverhältnisse nicht so ganz gut waren, Dürre herrschte, vielleicht auch die Pflege unrichtig war. Jeder Gärtner muß selbst diese Ursachen aufklären und versuchen, die Fehler auszubessern. So werden die Kronen bei Apfel-, Birn- und Pflaumenbäumen gebildet. Bei den Kirschen ist es etwas anders.

Die Kirschbäume wachsen überhaupt niedriger als andere Obstbäume. Deshalb werden ihre Stämmchen nicht höher als 10 bis

12 Werschok geschnitten. Die Eigenschaft, schon im ersten Jahre eine kleine Krone zu bilden, ist bei der Kirsche viel stärker als beim Apfelbaum. Dann ist das Kirschbäumchen etwas zarter, und eine Beschneidung ist für es gefährlicher als für den Apfelbaum. Deshalb wird der Zapfen bei dem Kirschbaum früher abgeschnitten, und zwar im Juli, wogegen die Verdickungszweige (als nicht zur Krone gehörig) sogleich im Frühjahr entfernt und nicht erst gekürzt werden. Wenn wir sie stehen ließen, so brächten wir dem Bäumchen große Wunden bei, was, wie gesagt, sehr schädlich wäre. Die Wunden wachsen hier sehr langsam und schwer zu. So darf man auch am Kirschbaum, wie überhaupt bei dem Steinobst, keine Halbmondschnitte über den schwachen Nestchen machen.

Jetzt bleibt nur noch eine wichtige Arbeit in der Baumschule übrig: das Ausgraben und Verpacken der Bäumchen. Beim Ausgraben muß acht gegeben werden, daß das Wurzelsystem nicht beschädigt wird. Am besten wird so verfahren: Zwischen den Reihen der Bäumchen graben zwei Arbeiter Kanälchen 10 Werschok tief. Die Spaten müssen sehr scharf sein, und man darf nicht näher als 8 Werschok vom Stamme graben, um die Wurzeln nicht zu beschädigen. Wenn tief genug gegraben ist, müssen die Wurzeln, die noch fest im Boden stecken, abgeschnitten werden. Dann legt man das

Bäumchen um und befreit die Wurzeln ganz leicht von der daran hängenden Erde. Verpackt werden die Bäumchen meistens mit Stroh und Bastmatten. Sie werden zu je 5 Stück bei den Wurzeln und bei den Kronen zusammengeschürt. Zwischen diese kleinen Bündel (5 Stück) wird Stroh gelegt, damit die Nestchen nicht zerbrechen. Auf diese Weise wird aus den kleinen Bündeln ein Pack zusammengebunden und in Matten eingewickelt. Der Pack muß etwas mit Wasser bespritzt werden, damit die Bäumchen in feuchtem Bette liegen. Wenn Moos zu haben ist, so ist es gut, die Wurzeln damit zu belegen. Das Verpacken ist nur dann nötig, wenn die Bäumchen versandt werden. Ueber den Kampf mit den Insekten werden wir hier nicht reden; denn er ist derselbe wie auch im Garten. Die Mager können der Baumschule größeren Schaden bringen als den Gärten. Gegen die Hasen ist der beste Kampf die Jagd. Gegen die Mäuse wird der Schnee um die Bäumchen herum festgetreten, damit die Maus nicht darunter umhergehen u. Schaden bringen kann.

Das sind die Hauptarbeiten in der Baumschule. Man wird mich aber fragen können, ob ein Anfänger gutes Material heranziehen kann. Wenn er alle hier gegebenen Vorschriften gut befolgt, so wird er ein ziemlich gutes Setzmaterial heranziehen und seine Arbeit sehr gut bezahlt bekommen.

Die Bodenfräsen.

Von H. Kling, Agronom.

Bei dem jetzigen Zustande der Zugkraft in unserer Wolgadeutschen Republik kann an eine starke Vergrößerung der Saatfläche, sowie auch an ein gutes Bestellen des Saatguts noch lange nicht gedacht werden, wenn wir nicht

nach andern Mitteln greifen, um den Mangel an Zugkraft zu ersetzen.

Wenn wir den Zeitraum von 1920 bis 1924 betrachten, so finden wir folgende Veränderungen im Bestande der Zugkraft zur Feldarbeit:

Im Jahre.	Wirtschaften ohne Pferde.	Wirtschaften mit 1 Pferd.	Wirtschaften mit 2 Pferden.	Wirtschaften mit 3 Pferden.	Wirtschaften mit 4 und mehr Pferden.
1920	25,4 Proz.	20,9 Proz.	23,7 Proz.	12,9 Proz.	17,1 Proz.
1922	57,4 "	23,3 "	12,4 "	3,3 "	3,6 "
1923	54,3 "	24,1 "	13,8 "	3,4 "	4,4 "
1924	53,2 "	24,4 "	14,2 "	4,8 "	3,5 "

Vergleichen wir den Viehbestand des Jahrs 1924 mit dem des Jahr 1925, so haben wir an Zugkraft noch keine besonders großen Fortschritte gemacht.

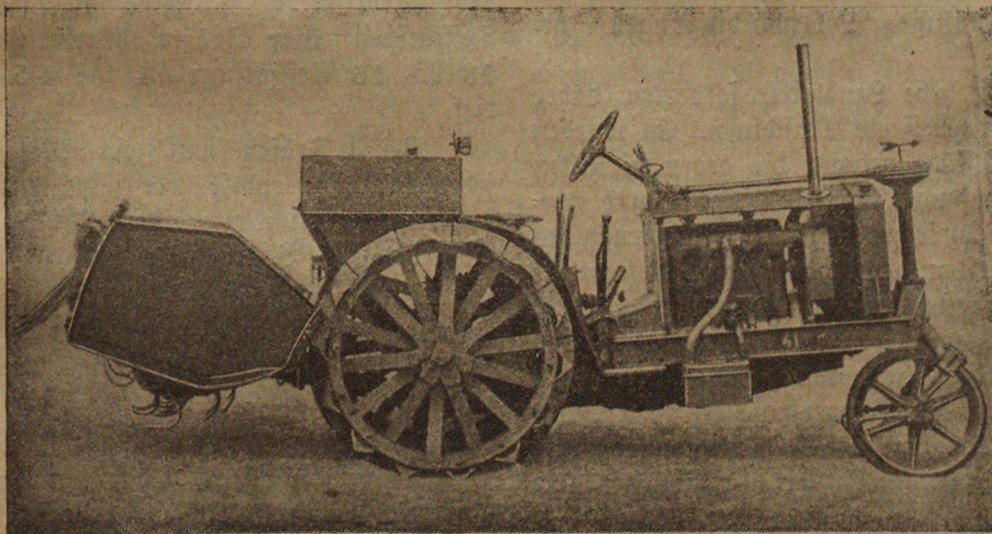
Im Jahre.	P f e r d e				O c h s e n			
	älter als 4 Jahre.	in Prozent	Davon 3 u. 4 jähr.	in Prozent	alte.	in Prozent	junge.	in Prozent
1924	54504	100	2388	100	12213	100	2288	100
1925	57095	106,4	1664	69,7	13321	109,1	6770	295,9

Die oben angegebenen Zahlen haben eine umso größere Bedeutung bei unserem schweren festen Lehmboden, wenn wir erwägen, daß man zum Pflügen des weichen Landes (Stoppelland) nicht weniger als 3 Pferde im Pfluge haben muß. Will man aber Steppe oder 6- bis 8-jähriges wüstes Land aufackern oder „reißen“, wie man bei uns zu sagen pflegt, so muß man schon 6 Pferde oder eine dementsprechende Zahl von Kamelen oder Ochsen haben. Also waren im Jahr 1924 nur $(4,8 + 3,5 =) 8,3$ Proz. aller Landwirte imstande, selbständig Landwirtschaft zu führen, da nur dieser Prozentsatz aller Wirte 3 und mehr Pferde besaß.

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, soviel Pferde oder andere Zugkraft anzuschaffen, daß alle Landwirte befriedigt werden können. Da wir aber auf Landwirtschaft und besonders auf

Das Pflügen mit Traktoren ist viel besser als mit lebender Zugkraft, wie überhaupt alle Maschinenarbeiten besser als gewöhnliche sind. Es bleibt uns weiter nichts übrig, als mechanische Kraft in der Feldarbeit anzuwenden, auch wenn sie teurer kommt. In diesem Falle nur bekommen wir genügend im Herbst gepflügtes Land, worauf sich soviel Winterfeuchtigkeit ansammeln kann, daß wir sogar bei wenig Regen auf eine mittelmäßige Ernte hoffen dürfen.

Außer den vor dem Weltkrieg gekauften Traktoren arbeiten schon 235 Fordsontraktoren, wovon 25 Stück im vergangenen Jahr von verschiedenen Genossenschaften gekauft wurden. Der Fordsontraktor scheint aber für unsern Boden etwas zu leicht zu sein. Nach meinem Dafürhalten wären stärkere Traktoren ange-



Bodenfräse.

Getreidebau angewiesen sind, so müssen Mittel und Wege gefunden werden, den Mangel an Zugkraft zu ersetzen. Der einzig mögliche Ausweg wäre, mechanisches Bearbeiten der Felder einzuführen. Das kann an erster Stelle durch Traktoren geschehen.

bracht, die von starken Genossenschaften, die auch genügend Arbeit für eine solche Maschine haben, angekauft werden könnten.

Eine stärkere Maschine ist arbeitsfähiger, und ihre Arbeit kommt an und für sich verhältnismäßig billiger zu stehen.

Außer den gewöhnlichen Traktoren gibt es noch Bodenfräsen zu einer guten Bearbeitung der Felder. Eine gute Bodenbearbeitung besteht, neben der Erschließung des natürlichen Nährstoffvorrats des Bodens, in der Schaffung von günstigem Saatland und guter Krümbeete, die den Pflanzen bei ihrem weiteren Wachstum als Standort zusagen und ihnen die nötigen Nährstoffe zuführen. Der Boden muß also genügend tief und gleichmäßig gelockert und durchlüftet sein, gute Krümelstruktur aufweisen, den notwendigen Anschluß an den Untergrund besitzen und an seiner Oberfläche nicht verschlammt oder verkrustet, sondern mit einer feinkrümligen Deckschicht versehen sein.

Dadurch werden überflüssige Fruchtigkeitsverluste vermieden. Die Wasserversorgung, die durch die große innere Krümeloberfläche, die gleichmäßige Lagerung und guten Nachschub aus dem Untergrunde günstig beeinflusst ist, bleibt gesichert.

Der Pflug in seiner Entwicklung vom einfachsten Hacken bis zu den neuzeitlichen Formen bewirkte zwar eine Lockerung des Bodens; dabei wurde aber die Ackerkrumme nur verhältnismäßig wenig gekrümelt, Luft und Wasser ungleichmäßig verteilt und die Beimengung der organischen Dünger nur mangelhaft erreicht und damit auch den Kleinlebewesen des Bodens ungünstige Lebensbedingungen geschaffen.

Fortschrittliche Landwirte forderten daher nachdrücklich verbesserte Maschinen. Es wurden verschiedene Pflüge gebaut, die gegen die alten Systeme bedeutende Vorteile zeigten und wenigstens eine weitaus bessere Zerkleinerung des Bodens bewirkten, ohne aber die Gesamtheit der anfangs gestellten Forderungen zu erfüllen.

Ein wichtiger Fortschritt, der sogleich den Wendepunkt der gesamten Bodenbearbeitung bedeutete, war die Verwendung des rotierenden Werkzeuges, das, in schnelle Umdrehungen versetzt, den Boden zerkleinert, durchlüftet und vermengt.

Da diese Werkzeuge zu ihrer Arbeit hohe Geschwindigkeit besitzen müssen, so können sie nicht durch tierische Zugkraft, sondern nur durch Motoren getrieben werden, weshalb der schon vor 100 Jahren aufgetauchte Gedanke, rotierende Werkzeuge zu verwenden, praktisch erst in der Neuzeit verwirklicht werden konnte.

Der Boden wird in der gesamten Tiefe gleichmäßig durchmischt, gelockert und durchlüftet, wodurch größere Hohlräume vermieden werden und guter Anschluß an die, nicht wie beim Pflug glattgestrichene, sondern rauhe und offene Sohle stattfindet.

Die Feuchtigkeit in Form von Niederschlägen wird schnell und gut aufgenommen, gleichsam wie von einem Schwamm aufgesogen und gut festgehalten. In Trockenperioden sichert die Fräsestruktur einen genügend reichlichen Wassernachschub aus dem Untergrunde. Den Kleinlebewesen des Bodens bietet gefrästes Land in seiner gesamten Tiefe günstige Lebensbedingungen.

Auf dem Konzeptionslande der Deutschen Wolgabank landwirtschaftlichen Kredits arbeiten schon im zweiten Jahr 4 Bodenfräsen bei der Deutsch-Russischen Agrargesellschaft, und man ist mit deren Arbeit sehr zufrieden. Das im Herbst 4 Werschok tief gefräste Land, das 6 Jahre geruht hatte, war im Frühjahr noch so locker, daß man darauf, ohne zu eggen, mit einer Drillmaschine säen konnte.

Zum Fräsen einer Dessjatine verbraucht man 2 Pud Benzin und 2 Pud Schmieröl. Ein Pud Benzin kostet 2 Rbl. 30 Kop. und ein Pud Del 2 Rbl. Bei 8-stündigem Arbeitstag bearbeitet die Maschine ungefähr 3 bis 3,3 Dessjatinen. Vier Fräsen bearbeiteten täglich 13 bis 16 Dessjatinen 4 bis 4,5 Werschok tief.

Bei 4 Fräsen muß ein Motor und bei jeder Maschine ein Führer sein. Außerdem ist noch ein Arbeiter mit einem Pferde nötig zum Beistellen des Brennmaterials.

Teure Maschinen sind nur dann in der Wirtschaft angebracht, wenn man ihnen genügend Arbeit geben kann. Am besten müßten sie mit Ablösung der Arbeiter fast 24 Stunden arbeiten.

Rechnen wir 120 Tage zum Bodenfräsen, außerdem noch 20 Tage Getreideernte, Grasmähen und Dreschen, so kommen ungefähr 140 Tage heraus.

Der Motor zieht 4 Grasmäshinen und kann bis 16 Dessjatinen täglich mähen. Man kann ihn auch an Mühlen anhängen usw. Bodenfräsen kosten jetzt 12 tausend Mark oder ungefähr 6000 Rubel.

Aus Stadt und Dorf.

Korrespondenzen.

Kutter. Abrechnung des Kutterer Konsumvereins. Am 15. November d. J. tagte im örtlichen Klub eine allgemeine Versammlung des hiesigen Konsumvereins, zu der auch die Nichtmitglieder durch die Gemeindeversammlung eingeladen waren.

In dieser Versammlung erstattete der Instruktor vom Balzerer Rayonsverband, Gen. Wagner, einen Bericht über die Konsumvereine überhaupt und den hiesigen Verein im besonderen, da sich unsere Bevölkerung der Kooperation gegenüber noch viel zu mißtrauisch verhält.

Nach Gen. Wagner wurde der allgemeinen Versammlung durch ihre Verwaltung und Revisionskommission der Jahresabrechnungsbericht erstattet, laut dessen der Konsumverein im Laufe des ersten Jahres seiner Tätigkeit (vom 1. Oktober 1924 bis zum 1. Oktober 1925) nur 123 Rubel und 6 Kopfen Reingewinn aufzuweisen hat.

Im übrigen stehen die Sachen im Konsumverein laut der Berichte mittelmäßig.

Nach diesen Berichten wurden die Umwahlen in die Verwaltung und in die Revisionskommission vorgenommen. An Stelle der 5 Glieder der vorigen Verwaltung wurden diesmal nur 3 gewählt, in die Revisionskommission ebenfalls 3.

Die allgemeine Versammlung äußerte den Wunsch, daß zur nächsten Jahresabrechnung das ganze Dorf kooperiert sein möge.

Wollen wir hoffen, daß der Kutterer Konsumverein sich im zweiten Operationsjahr mehr, ja viel mehr ausdehnen und emporarbeiten werde.

Ein Freund des Konsumvereins.

Vokrowsk. Zum neuen Buch! Man kann mit Befriedigung feststellen, daß sich die Bevölkerung immer mehr für das Buch und das Schriftwesen überhaupt interessiert. Diese Erscheinung können wir sowohl im Dorfe als auch in der Stadt beobachten. Das wachsende Interesse für das Buch müssen wir nach bestem Wissen und Können ausnützen, um unserer Bevölkerung möglichst viel Aufklärung zu vermitteln. Wenn man den Leser bei der Auswahl der Bücher in der Bibliothek beobachtet, so kann man feststellen, daß der wenig entwickelte Bauer oder Arbeiter seine Aufmerksamkeit vor allem darauf richtet, ob das Buch hübsche Illustrationen und grobe Schrift hat und ob die

Form der Erzählungen ansprechend ist oder nicht, d. h. ob sie lange fortlaufende oder kurze Kapitel und Abschnitte hat. Ein hübscher Einband ist auch oft entscheidend in der Wahl des Buches. Auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung in einem Dorfe wurde folgende Erscheinung beobachtet: die Bücher, die einen hübschen, mit Bildern versehenen Einband besaßen, wurden vor allen andern betrachtet und durchgesehen, während andere, die nur mit einem einfachen grauen Einband versehen waren, unberührt liegen blieben. Ein anderer Fall wurde auf einer großen landwirtschaftlichen Ausstellung zu Kasan bemerkt, wo sich unter anderem auch eine große Ausstellung von landwirtschaftlicher Literatur befand. Bei jeder Abteilung der Ausstellung war ein Buch für die Besucher, worin jeder seine Eindrücke und Kritik niederschreiben konnte. Einige Bauern gaben ihr Urteil über die landwirtschaftliche Literatur ab, wobei ihnen die Bücher und Broschüren, die keine Illustrationen besaßen, wenig oder gar nicht gefielen. Auch manche Bücher mit Illustrationen wurden von ihnen kritisiert, weil sie den russischen Bauer immer noch in seiner alten Kleidertracht, d. h. in Bastschuhen, mit langem ungeschnittenem Haar und in Lumpen gekleidet, darstellten. Dieses spricht ganz deutlich dafür, daß nur eigenartiges und den örtlichen Verhältnissen angepaßtes Lesematerial anzuraten ist.

Dasselbe kann auch von den periodischen Ausgaben gesagt werden. Der Bauer sucht zuerst nach den Bildchen, dann nach den grobgedruckten Telegrammen und Reklamen und darauf nach der Torbank und dem Spiegel, da diese aus dem eigenen Leben der Bauern und im Dialekt gehalten sind. Langgehaltene und schwere Artikel bleiben fast gänzlich unberücksichtigt.

Dieses können wir auch an den alten Büchern, die gegenwärtig als Archivmaterial dienen, beobachten. Ist ein Buch an den Ecken stark vergriffen und zerlumpt, so ist das ein Beweis, daß das Buch gelesen wurde. Besonders können wir das an kleinen Büchlein mit kurzen Erzählungen und hübschen Illustrationen beobachten.

Ich hoffe, daß alle Genossen mit einiger Praxis auf diesem Gebiet ihre Meinung aussprechen werden, damit wir dann Hand in Hand mit unserem Staatsverlag das neue Buch schaffen können.

Leningrad. Einst und jetzt. Leningrad hat bekanntlich sehr viele historische Denkmäler. Auch die Paläste der Zaren und Großfürsten stellen eine Art von Denkmälern dar. Sie unterscheiden sich jedoch von den gewöhnlichen Denkmälern dadurch, daß sie nicht nur einen historischen, sondern auch einen praktischen Wert haben. Dort, wo vor etwa 8—9 Jahren Nikolaus II. lebte, im Winter-Palast, befindet sich heute das Revolutionsmuseum. Die historischen Zimmer von Alexander II. und Nikolaus dem II. sind restauriert und bilden ein abgeschlossenes Museum. Unlängst hatte ich Gelegenheit, einer Exkursion dorthin beizuwohnen. Die Zimmer sind alle nach einem streng monarchistischen Stil ausgestattet. Auffallend wirkt die große Menge Goldes, die zur Verzierung der Zimmer verwendet worden ist. Der Exkursionsführer sagte uns, daß zur Verzierung des ganzen Palastes nicht mehr und nicht weniger als 62 Pud Gold verwendet worden sind. Wir haben nur einen sehr kleinen Teil des Palastes gesehen: 33 Zimmer von 1050. Zum Aufbau des Winterpalastes wurden 100.000 leibeigene Bauern herangezogen, die dabei auf die schändlichste Weise ausgebeutet wurden. Der ganze Werdegang dieser Stadt ist mit der ungeheuerlichsten Ausbeutung der Leibeigenen verbunden. Bekanntlich ist diese Stadt auf Sümpfen angelegt worden und hat daher eine kolossale Arbeit verlangt.

Ein nicht minder interessantes Bild bietet uns der gewesene Palast des Großfürsten Jusupow. Gegenwärtig befindet sich in diesem Palast das Zentrale Aufklärungshaus. In den großen Sälen, wo einst die oberen Zehntausend mit Tanz, mit Ränken und anderen sauberen Dingen die Zeit totgeschlagen haben, werden jetzt die verschiedensten kulturellen Arbeiten verrichtet. Das Aufklärungshaus arbeitet gut. Es arbeiten da die verschiedensten Zirkel. Die wichtigsten unter ihnen sind: Zirkel des Marxismus und Leninismus, literarischer, soziologischer, professioneller, dramatischer, pädagogischer und and. Die Zirkelleiter sind alle erfahrene Fachmänner, die es gut verstehen, alle Mitglieder zur aktiven Arbeit anzuspornen. Außerdem werden abends verschiedene volkstümliche Vorträge und Vorlesungen abgehalten. In dem Aufklärungshause werden periodische Ausstellungen der Schülerarbeiten organisiert, die sehr lehrreich sind.

In demselben Palast befindet sich auch das Haus der Gelehrten. Der Jusupow-Palast, wo nur Ränke geschmiedet wurden und sich eine bekannte Sippschaft ihren irdischen Himmel eingerichtet hatte, hat sich nun in den Tempel der Wissenschaft ver-

wandelt. Das krasse Bild von einst und jetzt fällt einem jedesmal auf, so man in das Haus eintritt. Es stellen sich sogleich dem Geistesauge zwei Welten vor: die alte verfaulte Welt und die neue aufblühende Welt . . .
Sch.

Margstadt. Kamminindustrie. In Margstadt entstand in den letzten Jahren ein neues Heimgewerbe, die Holzkamminindustrie, die von dem hiesigen Bürger Friedrich Nichelmann schon seit dem Jahr 1919 betrieben wird. Die Kämmen werden in verschiedener Größe und Form gefertigt: grob-, halb-grob-, halbfein- und feingezahnte. Die Kämmen werden nach den Mustern der Firma Engelswert Foché bei Solingen aus verschiedenem Holz gefertigt: aus Birken- und Apfelbaumholz und mitunter auch aus Buchenholz, das Nichelmann von den Risten bekommt, worin die aus Deutschland kommenden landwirtschaftlichen Maschinen verpackt sind. Die fertigen Kämmen erhalten einen schwarzen Lackanstrich und sind dann den echten Guttaperchakämmen so täuschend ähnlich, daß sie ein Uneingeweihter von diesen nicht leicht unterscheiden kann.

Nichelmann betreibt dieses Geschäft in der müßigen Zeit. Dennoch hat er im vergangenen Jahr weit über tausend Kämmen gefertigt und verkauft. Wie zu den Strohgeflechten, so finden sich auch hier Auffäufer und Spekulanten, die die Kämmen von Nichelmann zu einem billigen Preis (von 15 bis 20 Kopeken das Stück) aufkaufen, um sie dann in Saratow und anderen Ortschaften für einen teuren Preis zu verkaufen.

Die Nachfrage nach solchen Kämmen ist groß. Auch auf dem Markte zu Margstadt finden sie großen Absatz. Da aber Nichelmann nicht immer genügend Material bekommen kann, so kommt es vor, daß er Monate lang keine Kämmen fertigt. Die Kämmen sind sehr standhaft gearbeitet, so daß sie bei vorsichtiger Behandlung bis fünf Jahre dienen können. Ich selbst und viele meiner Bekannten besitzen solche Kämmen schon seit längerer Zeit.

Das Margstädter Museum und das neueröffnete Museum in Pokrowsk haben Bestellungen auf Muster dieser Kämmen gemacht. In den beiden Museen kann man sich also mit den Arbeiten Nichelmanns bekannt machen.

Nichelmann besitzt keine besondere Werkstätte; er arbeitet in seinem Wohnhause. Doch gedenkt er, sich eine Werkstätte zu bauen und das Gewerbe in erweitertem Maßstabe zu führen.

Gustav Fischer.

Sholtenka, Slawgoroder Bezirk, Sibirien. Molkereiwesen. Die Butter- und Käsemacherei hat nun auch bei der hiesigen deutschen Bevölkerung festen Fuß gefaßt. Während in den großen russischen Dörfern die Molkereien zum Teil schon vor dem Weltkrieg eingeführt wurden, fanden sie in den deutschen Dörfern erst in den zwei letzten Jahren Eingang und entwickeln sich hier mit großem Erfolg. Bereits im Jahr 1923 schlossen sich einige deutsche Dörfer zusammen und gründeten ihre eigene Molkerei. Die Folge hiervon war, daß im Frühjahr 1925 die meisten deutschen Dörfer dem Beispiel folgten. Doch wie die späteren Erfahrungen lehrten, wurden auch hier bei der Gründung der Molkereien Mißgriffe gemacht. So vereinigten z. B. manche Genossenschaften zu viele Dörfer, so daß die Zustellung des Schmantes aus den entferntesten Dörfern mit großen Schwierigkeiten verbunden war und viele unnötige Auslagen verursachte. Die hiesige Molkereigenossenschaft im Dorfe Alexanderkron umfaßte 9 Dörfer, die den Schmant nach Alexanderkron lieferten. Die in der Nähe bei Alexanderkron liegenden Dörfer lieferten ihren Schmant restlos ab, während die entfernteren Dörfer sich passiver zu der Sache verhielten und nur eine geringe Menge Schmant ablieferten. Die Zustellung des Schmantes wurde von der Gesellschaft bezahlt. Infolgedessen war der Umsatz bei großen Auslagen nur gering, so daß die Bauern immer etwas weniger ausgezahlt bekamen als die Bauern der kleineren Genossenschaften. Dennoch war das Unternehmen ein vorteilhaftes, was wir aus dem Umstande schließen können, daß das Dorf Sholtenka, das vor der Gründung der Molkerei im Frühjahr nur 65 bis 70 Kühe besaß, zum Schluß des Operationsjahres eine doppelte Zahl aufweist, ein Beweis dafür, daß die Bauernschaft für die Sache interessiert ist. Selbst die größten Pessimisten (Schwarzseher), die von der Sache nichts wissen wollten, haben jetzt einsehen gelernt, daß viele der armen Bauern, die infolge der Mißernte im vergangenen Jahr hätten hungern müssen, von dem Milchertrag gut leben können.

Gegenwärtig hat sich die Genossenschaft in Alexanderkron aufgelöst. An ihrer Stelle haben sich drei kleinere gebildet. Die Dörfer Sholtenka und Neuheim haben ihre eigene Molkerei gegründet. Zu diesem Zweck wurde in Sholtenka ein Haus gekauft und repariert. Alle Vorbereitungen sind getroffen, die Verwaltung ist gewählt, und es ist zu erwarten, daß in den nächsten Tagen die Arbeit beginnen wird. Auch die übrigen Dörfer des Slawgoroder Bezirks sind nicht müßig. Ueberall wird fieberhaft

gearbeitet. Wir können hoffen, daß zum Frühjahr 1926 die meisten, wenn nicht alle deutschen Dörfer des Slawgoroder Bezirks in solche Molkereien vereinigt sein werden.

R. Liebrecht.

Alt-Warenburg. Dorfrat, rühre dich! Dieser Tage wurde in der Gemeindeversammlung beschlossen, die Weiden im Walde zu hacken. Gleich darauf machte sich ein Schlauberger aus unserem Dorfe daran und legte eine kleine Brücke in einem tiefen Graben, in dem ein 1½ Arschin breites Wasser steht, weil der Weg in die Weiden dahin führt. Jeder Bürger mußte bei einer Fahrt über die famose Brücke 5 Kopeken zahlen. Der Dorfrat, der so etwas zuläßt, sollte doch bedenken, daß nicht jeder Bürger imstande ist, für seine Weiden 20 — 25 Kop. zu zahlen.

* * *

Die Lesehalle muß inwendig anziehend aussehen. So sagen die zivilisierten Menschen. Kommt man aber in unsere, so erfährt einen das Grauen. Die Bilder unserer Führer fehlen — Pardon! — das Bild des Genossen Lenin hängt ja in der Ecke, freilich beschmutzt und zerrissen. Die Wände scheinen, als ob sie auch mal geweißt worden wären. Lange Zeit herrschte große Kälte in den Räumen, und es kostete dem Leiter der Lesehalle große Mühe, bis endlich der Dorfrat einen Arbeiter anmietete, der die Räume des Dorfrats und die der Lesehalle reinigt und heizt.

* * *

Dieselbe Unordnung ist im Volkshause. Kommt man zu einer Versammlung, die im Volkshause abgehalten wird, entsetzen sich Augen und Ohren über den Kernknatsch. Von dem Vorsitzenden des Dorfrats wurde einige Mal verlangt, er solle Ordnung schaffen, was er auch tat, aber so demütig und so wehmütig, daß alles beim alten blieb. Der Leiter des hiesigen Kinderheims, Genosse Wulf, wollte über einige, die das Kernknatsch nicht bleiben lassen wollten, ein Protokoll aufnehmen lassen; aber die ganze Bande erhob sich von den Plätzen, um Gen. Wulf zu schlagen (es waren Betrunkene dabei). Endlich schaffte man sie fort, wobei sie mit den Worten drohten: „Den houle mir die Nacht ausm Bett und schlagen ihn tot.“ Am andern Tage mußte alles dran gesetzt werden, bis unser Dorfrat die Kerle kommen ließ und ein Protokoll auf sie aufstellte. Er fürchtet sich scheinbar vor ihnen. Ich bin der Meinung: Wenn unser Dorfrat sich weiter fürchtet, solchen Kerlen Einhalt zu gebieten, bekommt der Vorsitzende selbst noch Schläge. Deshalb, Dorfrat, rühre dich und verschaffe dir Respekt!

Pallasowka. Die Aufklärungsarbeit im Kanton. In jedem Dorfe unseres Kantons befindet sich eine Lesehalle, die von einem Lehrer oder Jugendverbändler bedient wird.

Bei den Lesehallen sind verschiedene Zirkel gebildet, wie landwirtschaftliche, juristische, dramatische, Kooperativ-, Gesangzirkel und andere, die nach einem bestimmten Plane arbeiten. Materiell werden sie von den Dorfräten und Genossenschaften unterstützt. Im Kantonzentrum ist eine Zentralbibliothek, die 4 Dorfbibliotheken und Lesehallen mit Literatur versorgt. Es mangelt nur an deutscher Literatur. Im Kantone sind 2000 Analphabeten, von diesen sollen im Jahre 1925—1926 1000 auf den Fixpunkten des Analphabetentums, deren es in jedem Dorfe einen gibt, unterrichtet werden. Klubs und Volkshäuser sind im Kanton 6 vorhanden, die meistens der Reparatur bedürfen, weswegen keine beständige Arbeit in ihnen ausgeführt werden kann.

Größere Aufmerksamkeit muß man der Arbeit der Wandzeitungen bei den Lesehallen schenken. Diese Wandzeitungen entsprechen oftmals nicht ihrer Bestimmung, auch beteiligt man sich nicht rege genug daran.

Die Kantonabteilung für Volksaufklärung muß dafür Sorge tragen, daß die Lesehalle in Sawinka besser mit tatarischer Literatur versorgt wird.

A. E.

Marxstadt. Die Marxstädter landwirtschaftliche Schule. Am 1. Oktober d. J. wurde das Marxstädter landwirtschaftliche Jugendheim zu einer landwirtschaftlichen Schule niederen Typus umgestaltet. Die Schule hat einen dreijährigen Kursus. Aufgenommen werden in die Schule die Absolventen der 1. Stufe. Das Prinzip der Proletarisierung der Schulen wird auch hier bei der Aufnahme durchgeführt, d. h. aufgenommen werden nur die Kinder der Arbeiter, Bauern und Angestellten. Gegenwärtig zählt die Schule 30 Kinder, davon 20 Zöglinge des gewesenen Jugendheims. Die Kenntnisse der Absolventen der landwirtschaftlichen Schule sollen hinsichtlich der allgemeinen Bildung den Absolventen der 7-jährigen Schule gleichstehen und nebstdem die Landwirtschaft als speziellen Gegenstand verstehen. Nach Beendigung der Schule können sie als Instruktoren der Landwirtschaft oder als Gehilfen des Rayonsagronomen eine Stelle antreten. Die Schule besitzt ein Landstück von 88 Dessjat. auf dem ein musterhaftes System

der Feldkultur (Zehnfeldersystem) eingeführt ist. In diesem Herbst wird ein Obstgarten angelegt und höchstwahrscheinlich auch eine Baumschule.

Auch einen Gemüsegarten mit künstlicher Bewässerung besitzt die Schule. Lebendes und totes Inventar besitzt die Schule auch so ziemlich genügend. Im Plan ist, das übrige Vieh zu verkaufen und einen Traktor anzuschaffen. Lehrkräfte besitzt die Schule folgende: 1 Leiter, 1 Lehrerin, die die allgemeinen Gegenstände vorträgt und 1 Agronom, der die speziellen und die naturwissenschaftlichen Gegenstände vorträgt. Wir sehen somit, daß die notwendigsten Vorbedingungen unsrer Bauernkinder in der Landwirtschaft einigermaßen auszubilden, in der Marxstädter landwirtschaftlichen Schule vorhanden sind. Der Erfolg der weiteren Arbeit der Schule wird an erster Stelle von ihren materiellen Mitteln abhängen. Am wichtigsten jedoch wird für die Schule die Aufmerksamkeit und Unterstützung unsrer Regierung, sowie auch der Kantonbehörden sein.

Agronom J. Koll.

Marxstadt. Unsere Jugendzelle beim Pädtechnikum feierte unlängst ihr zweijähriges Jubiläum. Im Verlauf dieser zwei Jahre hat die Zelle große Erfolge in ihrer Arbeit erzielt. Sie hat einen großen Einfluß auf die parteilose Jugend, wie auch auf das ganze Schulleben gewonnen, was man schon an dem Anwachsen der Mitgliederzahl sehen kann. Vor 2 Jahren zählte das Pädtechnikum nur 3 Jugendverbändler, heute aber über 50. Mit der Mitgliederzahl wächst auch die Aktivität. Wenn die Zelle in der ersten Zeit ihres Bestehens noch wenig Einfluß auf das Schulleben hatte und man sich sogar noch mißtrauisch zu ihr verhielt, so ist dieses gegenwärtig nicht mehr der Fall: die Jugendverbändler sind in allen Organen vertreten, und schon manche Unnormalitäten in der Schule wurden durch die Zelle geregelt.

Doch nicht nur in der Schule ist unsere Arbeit zu merken, sondern auch in der Arbeit der ganzen Kantonorganisation des RAKJB. Viele unserer Genossen arbeiten in den schwachen Stadtzellen; die politischen Jugendschulen in der Stadt werden auch mit wenigen Ausnahmen nur durch unsere Kräfte bedient, ebenso die Polit-aufklärungsarbeit bei den Vorwehrrpflichtigen.

Doch diese Erfolge bedeuten noch nicht, daß wir uns zufrieden geben sollen, sondern daß wir im weiteren noch mehr arbeiten müssen.

Kultur und Leben.

„Frieden auf Erden!“

Von Karl Denk.

Viele Hundert Jahre schon
Hört man fast an jedem Orte
Bei dem Weihnachtsglockenton
Diese alten Engelsworte.

Doch der liebe Heiland läßt
Immer wieder donnern, krachen,
Und noch schlimmer als die Pest
Wüten die modernen Drachen.

Dieser tolle Höllentanz
Wird die Mutter Erde plagen,
Bis die Schaffer jedes Lands
Ihren Feind zu Boden schlagen.

Weihnachten.

Von Berta Lask.

Im Stall wurde geboren, den sie zum Gott gemacht. Im Stroh lag die Mutter bei Kind und Esel; in der Krippe lag das Kind. Die Hirten auf den Feldern grüßten es; dem Stern nach zogen die Könige aus Morgenland, es ebenfalls zu grüßen.

Es öffneten sich die Herzen dem Licht des Sterns und dem Menschenkind. Doch die Hände der Mächtigen schlossen die Herzen zu. Sie machten das Kind zum fernen Gott, kleideten es in Gold und Weihrauch, ließen es anbeten mit Knechtsgebärden, knechteten und töteten im Namen Gottes die Kinder der Menschen.

In Kellern, in Kammern, in lichtlosen Mietskasernen werden geboren die Proletarierkinder, die Kinder der Menschen. Keine Hirten singen dabei. In der Fabrik frondet die Mutter. Es singen um die Wiege Hunger und Sorge, Schmutz und Dunkelheit ein eintönig schauriges Lied.

Keine Könige aus Morgenland grüßen das Kind. Nur der eine mächtige König aus Abend- und Morgenland, der König Kapital, kommt in der Nacht der Geburt, kommt in der „Weihenacht“, drückt den Knechtstempel auf den Millionen Neugeborenen seines Sklavenheers.

Nicht das Kind aus Bethlehem, das die Mächtigen der Erde in den Himmel gejagt, wird die Menschheit erlösen.

Auf ging über Kellern, Kammern und lichtlosen Mietskasernen, auf ging über den im Dunkel Geborenen, über den der Knechtschaft Geweihten, von Hunger und Sorge Umfungenen, über Morgen- und Abendland der feurige rote Stern.

Ihn erkennen die im Dunkeln Geborenen. Zu ihm strömen die Millionen der Schaffenden aus allen Ländern der Erde. Sein Licht leuchtet aus der Glut ihrer Herzen, aus der Kraft ihrer Hände. Sein Licht bestrahlt den Weg in die Zukunft, den Weg der Erlösung, entzündend also die Weihnacht der Menschheit.

Weihnachten.

Von Hermann Eilfeld.

„Frieden und ein Wohlgefallen!“
Wird es wieder mal erschallen
In den kalten Kirchenhallen,
Wo sie auf die Knie fallen.

In den Hallen, auf den Bänken,
Da vergehet Seh'n und Denken;
Denn die salbungsvollen Lieder
Drücken jedes Denken nieder.

Volk, erwache! lerne denken!
Laß dir keine Dünste schenken!
Sei dein eigener Hirt und Hüter
Und erwirb dir alle Güter!

Sodom und Gomorra.

Erzählung von H. Wagner.

(Schluß.)

6.

Fünf Wochen hatte Werner schon die drei jüngsten Sprossen seines Brotgebers, die noch am Nachmittag jenes Sonntags von ihren Großeltern zurückgebracht worden waren, in seinem Zimmerchen unterrichtet. Diese Beschäftigung, die seinem Leben in der neuen Umgebung anfänglich Zweck und Inhalt verlieh, so daß er sich eine Zeitlang nicht so schlecht fühlte wie in den ersten Tagen nach seiner Ankunft, wurde ihm jedoch bald verleidet, da die Kinder bei ihrer Ungezogenheit und Roheit, denen ihre Eltern nicht im geringsten steuerten, auch noch wenig Fähigkeiten besaßen, besonders die beiden Knaben, so daß Werner oft bei sich dachte:

„Ja, von einer solchen versoffenen Mutter muß es solche Idioten geben.“

Seit einigen Tagen, da die Ernte in vollem Gange war, kümmerte sich ihr Vater überhaupt nicht mehr darum, ob der eine oder der andere Sproß die Beschäftigung ganz oder zum Teil schwänzte, so daß Werner den Ausspruch tat:

„Man hält mich hier allem Anschein nach nur deswegen, weil es Mode ist.“

Hierin hatte er sich aber doch geirrt; denn nach dem Mittagessen sagte Herr Hörner zu ihm:

„Lehra, heint isch Samschdag, un do müssen Ihr dös Land messa, wu die Russa mäha, un

berechna, wieviel daß se vadiant hän. Gewen acht: an jedem Stüd sin immar zeh Dessedin, un zu dena zeh messen Ihr noch dös, was se vun dem annara Stüd gemäht hän.“

„Ein Muß ist ein bittres Kraut. Solche Arbeiten bin ich nicht verpflichtet zu verrichten.“

„Mit waslicht? Awar vun Anfang hän Ihr jo aach nix gschafft.“

„Da bin ich nicht schuld. Ich hab' Ihnen ja schon gesagt, daß Sie die Kinder nicht hätten wegfahren lassen sollen, nachdem Sie mir geschrieben hatten, ich solle kommen.“

„Sin Ihr awar a halsstarrigar Mensch! Dös bissel kennen Ihr woll nit schaffa? — Gut, den Tag, wu Ihr helfen Land messa odar mit die Arweitar rechna, brauchen Ihr ka Schul halla.“

„Sehen Sie, das ist eine andere Rede. Wenn Sie so sprechen, dann will ich die Arbeit schon tun und auch meine eigentliche Pflicht nicht versäumen.“

„Ja, ja, tun dös nor, Lehra, ich werre Mich aach statt 25 Ruwel da Monat 30 gewa.“

„Das verlange ich nicht; aber für den ersten Monat könnten Sie mir den verdienten Lohn schon geben. Sie wissen ja, daß ich eine arme Mutter und ein Schwesterchen habe, denen ich helfen muß.“

„Dös werra mir schun macha. Ich zähla jo freilich erscht, wann a Arweiter ausgedient

hot odar wann a mit seinar Arweit fattig isch; awar mit Mich, dös werra mir schun macha."

"Ich hoffe, daß das in den nächsten Tagen geschieht."

"Ja, ja. Machen nor Mira Sacha mit dena liddriga Kazapa gut un rechnen dena nit zu viel; ich werr dann aach wissa, was ich macha muß."

Werner wollte seinem Brotgeber schon eine gebührende Antwort auf die „liddriga Kazapa“ und das „nit zu viel“ geben; doch hielt ihn davon der Gedanke zurück, daß er dadurch weder den „liddriga Kazapa“, d. h. den armen russischen Bauern aus dem nächsten Dörschen, noch sich selbst nütze. Er begab sich also auf das Feld in der Absicht, den armen Leuten mit der nötigen Vorsicht zu ihrem verdienten Lohn zu verhelfen.

Die Leute verlangten auch selbst, daß die von ihnen gemähte Landparzelle, die nach den Worten des Herrn Hörner „zeh Dessedin“ enthalten sollte, nebst dem andern von ihnen gemähten Teil der anstoßenden Parzelle genau gemessen und berechnet werde. Werner kam dem Verlangen der armen Bauern nach, und es stellte sich heraus, daß die ganze Parzelle über elf Dessjatinen enthielt, und da der Preis für die Mahd einer Dessjatine 5 Rubel war, so hätte der steinreiche Blutsauger diese armen Leute schon an der einen Parzelle um mehr betrogen, als er Werner im Monat mehr zu zahlen versprach.

Schon ziemlich spät am Nachmittag kumen die „liddriga Kazapa“ und Werner mit dem erhaltenen Ergebnis zu dem gewissen- und schwamlosen steinreichen Betrüger und erklärten ihm, daß der Verdienst foundsowiel betrage. Herr Hörner geriet in grenzenlose Wut und schrie:

„Dös isch geloga! dös isch geloga! Wuher soll dann dös so viel macha?“

Werner erklärte, daß die Leute verlangt hätten, auch die ganze Parzelle zu messen, und daß sie keine zehn, sondern mehr als elf Dessjatinen enthalte. Nun wurde der wütende Mann erst recht rasend.

„Bafluchta Kazapa! liddriga Hun!“ schrie er und jagte die Leute hinaus.

„Das isf ja aber eine grenzenlose Niederträchtigkeit, die Leute, die Schweiß und Blut

für Sie geopfert haben, so zu behandeln. .!“ rief Werner empört.

„Wass?! Du . . . du Samarer Hun! Du helffsch noch, dena Kazapa! Du bischt ewa selwar a Kazap!“

„Herr Hörner! Das mag genug sein! Geben Sie mir die Rechnung! Ich fahre heute noch fort!“

„Du fahrst heint noch fort? Da hascht die Rechnung!“ Und er zeigte dem jungen Mann eine Kombination aus drei Fingern.

Werner entgegnete, auch außer sich vor Entrüstung:

„Es gibt noch ein Gericht und Zeitungen für solche Niederträchtigkeiten und Schweineereien!“

Bei diesen Worten war die Bas Barbara eingetreten und sah und hörte bestürzt die ihr unverständliche und deshalb umso fataler erscheinende Szene an.

„Gericht?! . . . Zeitinge?! . . .“ schrie Herr Hörner. „Ich geb dir Gericht un aach Zeitinge! Hascht du noch nit ghärt, wie die Huhne so n liddriger Kazap kaputtgischlaga hän? Un wäscht du, was s ihna getan hot? — So viel!“ Er zeigte wieder die erwähnte Kombination. „Gell, du wäscht noch nit, du lumbiger Hun, daß mir die Pristawe, Semskije Matschalniki, s Gericht un die Zeitinge in unsara Tascha hän? Du kannsch noch froh sin, wannsch de nit noch Sibirie gehsch, du Neweller! du Ufwickler! . . .“

„Franz, Franz, sei doch a Mensch un komm widda zu Bastand! Du willsch woll aach so ausgekrischa werra wie die Huhne?“ suchte die Bas Barbara ihren rasenden Gemahl zu besänftigen.

„Geh nor, geh nor! Ich sellts dem Kall aach so macha, wies die Huhne dem Kazap gmacht hän!“

„Nit doch, nit doch! kumm!“

Sie ergriff ihn beim Arm und versuchte, ihn mit sich ins anstoßende Zimmer zu führen.

„Un Ihr, Lehra, gehen aach! Dös wäd sich schun widda lega.“

Werner ging auch, aber bei ihm legte es sich nicht mehr.

Er ging im höchsten Grad erregt schnurstracks zu Grigori und erklärte ihm ohne weiteres:

„Lieber Grigori, ich will und kann keinen einzigen Tag mehr hier bleiben. Hilf mir, Bruder, daß ich heute von hier fortkomme!“

„Was ist denn los?“

Werner erzählte ihm den ganzen Hergang.

„Ja, Bruder Paul, fahre, so ungern ich dich auch verliere! Der reiche Teufel wird dir nur deinen verdienten Lohn vorenthalten. Was sagst du dazu? Für die Heimreise kann ich dir ja das nötige Geld leihen. Wenn du mal die Möglichkeit hast, kannst du es mir ja wieder zurückerstatten. Aber mit deinem verdienten Lohn . . .“

„Mag er ihn auch noch verschlingen, der unersättliche Vampir!“

„In diesem Falle, Bruder, schlagen wir ihm ein Schnippchen. Du fährst heute nacht heimlich weg. Da bist du keinen Unannehmlichkeiten mehr ausgesetzt. Wenn die leutselige Bas Barbara den Streit auch beilegen will, wer weiß, was dem Stier noch einfallen kann. Also abgemacht?“

„Aber wie machen wir das?“

„Dafür laß nur mich sorgen. Um 1 Uhr in der Nacht sei bereit, mit deinen Sachen aus dem Fenster, das aufs Feld hinausgeht, zu entweichen. Ich werde dir zur bestimmten Zeit ein Zeichen am Fenster geben und dir beim Aussteigen helfen. Der Wagen, der dich zur Station, und zwar zur Station Nowaja Poltawka, nicht Nowy Bug, bringen wird, wird nahe genug halten. Abgemacht?“

„Abgemacht.“

Die Freunde unterhielten sich noch eine Zeitlang, wobei Grigori dem jungen Lehrer einschärftete, nur ja durch keine Miene zu verraten, daß er etwas Besonderes vorhabe.

Werner war kaum in sein Zimmerchen zurückgekehrt, als auch schon die Bas Barbara, die wie die Katze auf eine Maus auf ihn gelauert zu haben schien, eintrat und sofort eine Art Freierei begann, er möge nur hier bleiben, es werde alles wieder gut werden.

Der junge Mann war müde und abgesspannt, was er durchaus nicht verhehlte, sondern im Gegenteil durch sein Gähnen und seine

Teilnahmslosigkeit der „leutseligen Frau“ die Ueberzeugung beibrachte, daß er der Ruhe bedürfe, weshalb sie sich bald mit einem auf ihre Art wohlgemeinten „Gut Nacht!“ wieder zurückzog.

Werner hatte aber keine Ruhe mehr. In Aufregung lag er einige Stunden in seinem Bettchen, saß dann eine gute Weile an dessen Fußende, legte sich dann, um keinen verdächtigen Laut, kein verdächtiges Regnen und Bewegen zu verursachen, wieder nieder, bis er endlich glaubte, es sei spät genug, seine Sachen zu packen und bereitzulegen. Endlich hörte er, daß die Uhr im Schlafzimmer der beiden Alten eins schlug. Aber immer noch verstrichen paar ungemein lange Minuten, bis ganz leicht ans Fenster geklopft wurde.

Werner öffnete.

„Reiche mir alle Sachen heraus und folge dann selbst nach,“ flüsterte der draußen stehende Grigori.

Die Freunde trugen das Gepäck zu dem auf der Anhöhe haltenden Wagen und legten es darauf zurecht.

„Der Fuhrmann ist einer von den armen Bauern, um die du dich so warm angenommen hast,“ sagte Grigori.

Werner begrüßte den Mann herzlich.

„Aber wie hast du ihn denn hierherbeschieden?“ fragte Werner Grigori.

„Durch meinen Gesellen. — Nun, fahren wir, Freunde! — Ich begleite dich noch eine kleine Strecke, Paul.“

„Guter Grigori, wie ich dir danke! und auch dir, Bruder Bauer!“

Auf freiem Felde nahmen die beiden Freunde Grigori und Paul durch heißen Kuß und kräftigen Händedruck Abschied voneinander, wobei Grigori noch sagte:

„Paul, bald werde ich dir meine neue Adresse schicken: ich ziehe auch wieder zurück in meine Sphäre, in die Stadt.“

„Ich beglückwünsche dich dazu und freue mich, daß du es auch satt bist unter diesen Ludern und Bluthunden, in diesem Sodom und Gomorra.“

Der Ruf.

Frei nach Winogradows „Клич“ von H. Dorfmann.

Alle Armen, Unterdrückten,
Magd und Knecht,
Kommt heraus aus dunklen Hütten
Zum Gefecht!

Aus Fabriken und von Aeckern —
All' herbei!
Schart euch um die rote Fahne
Stolz und frei!

Alle sind wir gleiche Brüder;
Drum voran
Zu dem großen, hehren Ziele,
Mann für Mann!

Auf denn, kommt! Der Feind muß fliehen!
All' herbei!
Haltet hoch die rote Fahne
Stolz und frei!

1905 in der Katharinenstädter Zentralschule.

Von A. Mattern.

Ende des Jahres 1905 stellten die Oberklässer der Katharinenstädter Zentralschule das Lernen ein und überreichten dem Direktor der Schule, Fedulow, gleichzeitig ihre Forderungen in 17 Thesen. Das war ein unerhörtes Ereignis, wahrscheinlich das allergrößte für das damalige Katharinenstadt.

Was verlangten die Schüler der Zentralschule? — Man solle sie mit „Sie“ und nicht mehr mit „Du“ anreden; sie, die Oberklässer, wollten nicht mehr vom „roten“ Emich geohrfeigt werden, weshalb sie dessen Entlassung verlangten; es sollte abgeändert werden, daß die Schüler nur bis 8 Uhr abends auf der Straße oder auf der Schlittschuhbahn sein dürfen; auch sollte die Untersuchung der Quartiere der Schüler seitens der Lehrer eingestellt werden; außerdem wollten die Schüler sich selbst die Quartiere wählen, die zwangsweise Internierung in bestimmte Quartiere sollte ganz aufgehoben werden; sie wollten im Rechnen schneller vorwärts kommen, als das bei dem strengen Direktor Fedulow, der zugleich Mathematiklehrer war, geschah; ebenso wollten sie Algebra und Physik in der Oberklasse und Naturkunde in der vorletzten Klasse, sowie auch russische und deutsche Literaturgeschichte als neue Lehrfächer ins Programm eingeführt haben, und dergl.

Für unser heutiges Verständnis waren das alles sehr vernünftige Forderungen; doch

bei der Schulbehörde galt das Auftreten der Schüler als eine unerhörte Frechheit. Die Lage wurde noch schlimmer, als sich auch die zweite Klasse und einige Schüler der oberen Vorbereitungsklasse den Oberklässern anschlossen und die Schule demonstrativ verließen. Als die 2. Klasse aus der oberen Etage die Treppen hinunterstürmte, stand Fedulow unten und rempelte diese mit gewohnter strenger Stimme an: „Nu, a wy kuda?“ Er bekam nur die kurze Antwort: „Domoi!“ Als Fedulow sah, daß die Schüler sogar an der Paradedür hinausstürmten, zerriß er vor Wut seinen gestärkten Kragen und rief mit verzweifelter Stimme aus: „Schto wy so mnoj delajete!“

Doch seine Verzweiflung dauerte nicht lange. Es wurde eine pädagogische Beratung einberufen, in der der Beschluß gefaßt wurde, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Schülerausstand zu liquidieren. Die Polizei wurde herangezogen, um den Ort der Schülerversammlungen und die Anführer festzustellen. Die größte Rolle übernahmen dabei Pastor Keller (der Große) und der Pater an der örtlichen katholischen Kirche. Sie beeinflussten die Eltern der Schüler, damit sie ihre ungezogenen Bengels in Bearbeitung nähmen. Das geschah auch am nächsten Sonntag von der Kanzel herab, wonach die meisten Schüler von ihren Eltern oder Vormündern in die Schule zurückgebracht wurden. Besonders eifrige Hausväter, wie der alte Schütz von Marxstadt, prügelten

ihre Jungen vor dem Herrn Direktor ordentlich durch. Der Schulrat hatte beschlossen, alle Schüler der oberen Klasse und einige der zweiten auszuschließen, ihnen aber zugleich die Möglichkeit zu geben, ein Bittgesuch um Wiederaufnahme einzureichen, worunter jeder unterschreiben mußte, daß er sich von den aufgestellten Forderungen lossage und sich fortan an solchen Sachen nicht mehr beteiligen werde. Das Formular des Bittgesuches war von der Schulbehörde fertig ausgearbeitet. Nicht alle Schüler unterschrieben dieses Erniedrigungsdokument. Es fanden sich auch solche, die trotz aller Drohungen und Warnungen nicht wieder um Aufnahme in die Schule einreichten, sondern es vorzogen, andere Wege zu ihrer weiteren Ausbildung zu suchen. Diese waren: Gustav Seydlich, gegenwärtig Lehrer in Schaffhausen, Friedrich Mattern, gegenwärtig Mitglied des Staatsgelehrtenrates in Moskau, Daniel Baz, ehemals Lehrer der deutschen Sprache, nun tot, und Leo Chevalier, gegenwärtig Leiter des deutschen Kinderheims zu Saratow. Ueber diese Hartköpfe äußerte sich Fedulow: „Das sind alles zukünftige Bagabunden.“ Wir müssen dagegen feststellen, daß fast alle diese ehemaligen Zentralschüler heute zu unsern besten Kulturarbeitern gehören.

Als somit die Hauptmasse der Schüler wieder in die Schule zurückgebracht worden war, konnte auch leicht nähere Auskunft über den Versammlungsort eingebracht werden. Die Schüler versammelten sich gewöhnlich bei Herwalds in der Wagenmacherwerkstätte und bei Ipphöfers in der Schreinerei. Von da wurden sofort alle Kostgänger weggenommen, und den Hauswirten wurde verboten, jemals wieder Schüler als Kostgänger zu nehmen.

Nur eins hat die Untersuchung nicht herausbekommen, daß auch ein Lehrer der Zentralschule, nämlich der Lehrer der russischen Sprache, Wasiljew Michail Andrejewitsch, zu den Schülern hielt und ihnen stets mit Rat und Tat zur Seite stand. Sämtliche Schüler der ehemaligen Zentralschule gedenken in Dankbarkeit dieses ausgezeichneten Pädagogen, der einer der besten Lehrer und Erzieher der Zentralschule war. Er wurde jedoch bald von da überführt (aus welchem Grunde, ist uns unbekannt). Gegenwärtig ist er, soviel wir wissen, Mitglied der Kommunistischen Partei

und Leiter der Abteilung für soziale Erziehung in der Tatarenrepublik. Noch einige andere Genossen, die sich damals als Berater und Organisatoren des Schülerausstandes beteiligten, verdienen der Erwähnung. So vor allem der Genosse Wegeler, gegenwärtig Leiter der Abteilung für soziale Erziehung in unserem Kommissariat für Volksbildung. Er hatte Ende 1904 die Zentralschule beendet und wohnte zur Zeit des Ausstandes in Katharinenstadt, und zwar gerade bei Herwalds, wo die Schülerversammlungen stattfanden. Außerdem beteiligten sich: Johannes Mattern, der damals in Katharinenstadt Lehrer war, ferner noch eine Lehrerin, deren Namen wir bisher nicht feststellen konnten, und ein russischer Student (allein Anschein nach ein S.-R.). Als die Schüler gezwungen wurden, wieder in die Schule unter die alten Verhältnisse zurückzukehren, unterrichtete dieser die Schüler, wie man eine Obstruktion veranstalten kann, um den Unterricht unmöglich zu machen. Die Obstruktion gelang gut, und die Schüler wurden zu ihrer größten Freude entlassen. Trotzdem in der Folge die Reaktion auch schwer auf der Schule lag, blieben die Forderungen der Schüler doch nicht ganz fruchtlos. Fedulow kam mit der Katharinenstädter Gesellschaft in Konflikt. Er verlangte von der Klubverwaltung, sie solle streng darauf achten, daß die Schüler zur bestimmten Stunde die Schlittschuhbahn verlassen. Die Verwaltung antwortete in einem Schreiben, daß er sich eine Glocke anschaffen und selbst auf der Schlittschuhbahn klingeln möchte, wenn es für die Schüler Zeit zum Nachhausegehen sei. Fedulow empfand das als eine Amtsbeleidigung, verklagte die Klubverwaltung und gewann auch den Prozeß: einige angesehenere Personen (Agronom Wozau, A. A. Lehmann) mußten sitzen. Schließlich mußte Fedulow doch Katharinenstadt räumen, weil er sich ganz unmöglich gemacht hatte. Er wurde Schulinспекtor im Saratower Gouvernement. Der „rote“ Emich fand es schließlich auch für zweckmäßiger, sein Lehramt an der Zentralschule auf eine Agentenstelle im Maschinengeschäft „Singer“ zu vertauschen. Die nachfolgenden Lehrer wurden zugänglicher hinsichtlich der Einführung einiger neuer Lehrfächer; auch redeten sie wenigstens die älteren Schüler mit „Sie“ an und nahmen es nicht mehr so streng mit dem Besuchen der Privatquartiere und der

Einhaltung der 8. Stunde fürs Nachhausegehen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Revolutionzeit von 1905 auch für uns ehe-

malige Zentralschüler gewissermaßen eine Re-
petition für die wichtigeren Ereignisse der
Sektzeit war.

Buchbesprechung.

Dem Morgenrot entgegen. Lesebuch für die deutschen Arbeitsschulen der Ukraine. 1. Teil (für das 2. und 3. Schuljahr) Unter Mitwirkung einer Odessaer Lehrergruppe zusammengestellt von A. Pataf. Staatsverlag der Ukraine 1925.

Schon bei einer flüchtigen Bekanntmachung mit dem in Frage stehenden Buche wird jeder, seiner Aufgabe auch nur einigermaßen gewachsene Lehrer unserer deutschen Schulen finden, daß es in jeder Hinsicht den Lesebüchern von A. Emich 1. und 2. Teil nachsteht. Vor allem hat „Dem Morgenrot entgegen“ den großen Fehler, daß es zwei Schuljahre, nämlich das 2. und 3., bedienen soll. Dadurch ist es viel zu umfangreich geworden, so daß es nicht nur den Schülern der 3., sondern auch der 2. Gruppe verleidet wird, unsomehr als die darin enthaltenen Stücke im allgemeinen viel trockener und uninteressanter für das Kind sind als die Stücke, die in jedem der beiden Emichschen Bücher enthalten sind; manche sind sogar recht abgeschmackt oder zum mindesten recht naiv. Ferner ist in dem Buch Leichtes und Schweres, Schweres und Leichtes in den verschiedensten Abstufungen bunt durcheinandergewürfelt, was zum Teil auch dem Umstand zuzuschreiben ist, daß das Buch zwei Gruppen bedienen soll. Dem Programm des Staatlichen Gelehrtenrates wird „Dem Morgenrot entgegen“ weniger gerecht als die Emichschen Lesebücher, und was Sprache, Rechtschreibung (nebst Interpunktion) und Stil anbelangt, so kann es sich erst recht nicht mit den Emichschen messen. Auch die technische Ausführung der Emichschen Lesebücher ist bedeutend besser als die des Patafschen; ebenso steht es mit den Sorten Papier, die zu diesem und zu jenen genommen wurden.

Gehen wir etwas näher auf die obigen Ausführungen ein!

Was den Gehalt der Lesestücke anbelangt, so habe ich dazu in der Eile von vornherein folgende Glossen gemacht:

Zum Geleit (S. 3). Ganz gut.

Die Familie (S. 4). Der Anfang sehr gemacht und ist auch gar nicht der Fall. Das Ganze

eine trockene Beschreibung, wenn auch feuilletonartig in mehrere Absätze gegliedert. — Ein ganz anderes Interesse hätte z. B. eine Erzählung, in der ein unvorsichtiges Kind (ein Franz) in einen Brunnen gefallen, gerettet oder auch tot herausgezogen und von der Familie betrauert oder beklagt worden wäre.

Rätsel (S. 4). Ganz gut.

Franz, Anna und der Großvater. „Der Großvater saß vor dem Hause“. (Nicht zu vergessen!) „Franz und Anna spielten Nachlaufen“. (Ein feines köstliches Spiel!) „Sie liefen immer im Kreise um den Großvater herum.“ (Ist's möglich?) Da sagte Anna: „Großvater ist auch einmal klein gewesen und da hat er auch gespielt“. Sehr gesucht. „Damals wurde die Bahn dort“ usw. An den Haaren herbeigezogen. „Das macht nichts“. Aber doch! Es dauert ja noch ein hübsches Weilchen, bis du Großvater wirft. Der Schluß allzu sentimental!

Die Jahre (S. 6) Zu sehr gemacht und „In dem Tale krummkriwatschlich junges Baum gewachsen hat sich“.

Das Lebensalter (S. 6). Erzwungen, trocken. Das, nein, die Lebensalter sehr gewagt eingeteilt, Knüttelverse und Knüttelreime.

Gute Rechnung (S. 6). Inhaltlich gut, Ausführung (Sprache, Interpunktion) mangelhaft.

Wie Karl und Anna Pferdchen spielten (S. 7). Warum nur Karl und Anna? Warum sollen denn grade Karl und Anna Pferdchen sein? „Karl und Anna grüßten ihn (den Lehrer).“ Warum nicht auch Franz, wohl weil er kein Pferd war? „Können deine Pferde auch reden?“ Hat das der Lehrer wirklich gesagt? „Da mußte der Lehrer lachen...“ Mußte er das wirklich?

Die Schaukel (S. 7). Ganz gut.

Karl erzählt eine Gespenstergeschichte (S. 8). Inhaltlich wäre das Stück nicht zu verwerfen, aber die Ausführung ist mehr denn naiv. Die Mutter hat gelacht, Karl hat gelacht — wie man doch in manchen Gegenden so gerne lacht! Stelzfüßige, unnatürliche Sprache. Anarchie in den Zeiten.

Hans und die Spagen (S. 8). Fast zum Zerplagen vor lauter Spagen. Sprachlich mangelhaft und holprig.

Schattenspiel an der Wand (S. 9). Inhaltlich gut, nur der Schluß könnte besser sein. Anarchie in den Zeiten.

Dangschläfer (S. 9). Als Kindergedichtchen annehmbar.

Frühstück (S. 10). Hübsches Kindergedichtchen.

Hungrig (S. 10). Nicht zu verwerfen.

Teils zu lang und zu schwer, teils zu trocken und zu langweilig sind Stücke wie: Spartakus (S. 48), die Schulausstellung (S. 54), der 7. November (25. Oktober) 1917 (S. 75), die Kleidung (S. 101), Was die Bettdecke erzählt (S. 104), Was die Kohle erzählt (S. 109), Der blutige Sonntag (S. 116), Karl Liebknecht (S. 120), Die Luft (S. 134), Wie das erste Feuerzeug entstand (S. 142), Wer war Karl Marx (S. 171), Die Pariser Kommune (S. 175), Das neue Schulhaus (S. 200), Unsere Behörde (S. 241) und andere. Dazwischen solche, die in der ersten Gruppe schon durchgenommen werden könnten, wie: Hungrig (S. 10), Der

Schmußfink (S. 12), Kinderpredigt (S. 32), Der kleine Student (S. 36), Kletterbüblein (S. 155) und andere.

Das Programm des Staatlichen Gelehrtenrats verlangt beispielsweise im ersten Trimester der 2. Gruppe: Summierung der selbständigen Sommerarbeit der Kinder, Plan der Arbeiten für die nächste Zeit, Gesundheitsschutz, Herbstarbeiten auf dem Lande, die Oktoberrevolution, Vorbereitung auf den Winter, Summierung aller Arbeiten des Trimesters, Schulausstellung. Wenn Emichs Lesebücher allen diesen Forderungen nicht ganz gerecht werden, so ist das auch mit dem Patafschen Lesebuch der Fall; außerdem herrscht in dem letztgenannten Buch eine große Systemlosigkeit in der Anordnung des Stoffes, indem manches, was am Anfang stehen müßte, am Ende oder in der Mitte steht und ungekehrt.

Was Sprache, Rechtschreibung (nebst Interpunktion) und Stil anbelangt, so habe ich schon im Vorwort ein gutes Duzend und bis zur 10. Seite drei weitere gute Duzende von mehr oder minder größeren Verstößen dagegen gefunden.

H. B.

Sylvestertied.

Von Marie Herrmann.

Ein Jahr schließt wieder sich zum Ringe,
Schon ist die Stunde nicht mehr weit;
Doch, daß es recht den Lauf vollbringe,
Bevor es sinkt ins Meer der Zeit,

Ringt sich aus ihm ein neues Leben:
Es steigt ein neues Jahr herauf.
Der Mensch tritt wünschend ihm entgegen
Und pflanzt der Hoffnung Banner auf.

Und glückverheißend sind die Zeichen,
Sie künden uns die neue Zeit:
Das Alte muß allmählich weichen
Der neuen, jungen Herrlichkeit.

Naturbilder aus unserem Gebiet.

30 Jahre wissenschaftlicher Arbeit.

(Zum 30-jährigen Jubiläum der wissenschaftlichen Tätigkeit des Prof. Emil Meyer in Rußland.)

Der geschätzte Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Prof. Emil Meyer, konnte in diesem Jahre auf eine 30-jährige wissenschaftliche Tätigkeit in Rußland zurückblicken.

Prof. Meyer ist im Jahre 1870 in der Stadt Hameln (Provinz Hannover) geboren. Er beendigte daselbst das Realgymnasium, worauf er in das Pomologische Institut in Bruskau eintrat. Nach Beendigung dieser Lehranstalt im Jahre 1889 bezog er die technische Hochschule zu Karlsruhe, wo er die Vorlesungen über Pflanzenphysiologie bei Prof. Just besuchte.

Nach beendetem Studium und praktischer Arbeit im Botanischen Garten der Stadt Hamburg kam er nach Rußland.

Hier wirkte er zuerst als Leiter des Botanischen Gartens bei der Moskauer Universität, und zwar von 1895 bis 1900.

Im Laufe von drei Jahren verwaltete er sodann die städtischen Anlagen Moskaus. Viele Baumanpflanzungen verdanken ihm ihre Existenz, so z. B. die Anlagen des schönsten Plazes von Moskau, des Swardlowplazes (früher Theaterplatz).

Im Jahre 1903 wurde er als Leiter der Gartenbau-Abteilung und Dozent für Gartenbau an die frühere Petrowsche, jetzt Timirjasewsche landwirtschaftliche Akademie berufen. Diesen Posten bekleidete er bis 1919.

Im Jahre 1919 siedelte er ins deutsche Wolgabiet über. Hier erhielt er von der damaligen Ge-

bietslandverwaltung den Posten des Leiters der Abteilung für Gartenbau. Als Sachverständiger auf diesem Gebiet arbeitete er auch in der Volksbildungsabteilung. Viele von unseren Lehrern werden sich wohl noch der Vorlesungen erinnern, die Prof. Meyer über Naturwissenschaft hielt. In seiner freien Zeit erforschte er die Flora und Fauna des Gebiets.

Das erste Ergebnis dieser Forschung ist seine Arbeit: „Die Bäume und Sträucher in unseren deutschen Wolgakolonien.“

Im Jahre 1922 kehrte er wieder nach Moskau zurück und wurde als Sachverständiger an das Volkskommissariat für Landwirtschaft berufen. Nach einem Jahr betraute man ihn noch mit dem Posten des Prorektors und einer Professur an dem höheren deutschen pädagogischen Technikum. In dieser Stellung verblieb er bis zu der Ueberführung dieser Lehranstalt nach Leningrad (im Sommer 1925).

Gegenwärtig arbeitet Prof. Meyer als Botaniker am Pharmazeutischen Institut der Wissenschaftlich-technischen Abteilung des

Obersten Volkswirtschaftsrates des Sowjetbundes, wo man ihn mit der Erforschung der Kultur der Arzneipflanzen betraut hat.

Im verflossenen Sommer setzte unser Professor im Auftrage des Volkskommissariats für Volksbildung unserer Republik die Erforschung der örtlichen Flora fort. Unter anderem hat er ganz neue Pflanzen in unserer Republik gefunden, die in der Gelehrtenwelt großes Interesse hervorrufen. Gegen-



Prof. Emil Meyer.

wärtig sichtet er das von seinen Exkursionen mitgebrachte reichhaltige Material, stellt ein Herbarium zusammen und arbeitet an einem neuen Werk über die Flora unserer Republik.

Noch einige andere wichtige Arbeiten hat Prof. Meyer nebst den vielen früheren, bereits erschienenen Schriften über Dendrologie (Gehölzkunde) und Gartenbau verfaßt und wird sie demnächst dem Druck übergeben. Zwei davon befinden sich bereits im Besitz „Unserer Wirtschaft“.

Das ist in groben Strichen die 30-jährige wissenschaftlichen Tätigkeit unseres teuren unermüdenlichen Mitarbeiters. Hierzu sei noch bemerkt, daß er während seiner Tätigkeit in Moskau immer enge Fühlung mit dem Ausland unterhielt und daher ebenso über die sein Fach betreffenden wissenschaftlichen Errungenschaften des Auslandes, wie auch des Inlandes wohl unterrichtet ist. Während seiner ersten Dienstzeit in Moskau bereiste er Deutschland, Frankreich, England und Holland, und während seiner zweiten (im Sommer 1923) war er im Auftrage des Volkskommissariats für Landwirtschaft wieder ins Ausland gereist, um verschiedene Sämereien einzuführen.

Durch seine Schriften und Arbeiten hat sich Prof. Meyer einen Ruf erworben, der weit über

die Grenzen des Sowetbundes hinausgeht. Unter anderem erhielt er als Zeichen der Anerkennung für die Einführung von rußländischen Obstbäumen nach Nordamerika während der Hungerzeit eine Unterstützung vom Landwirtschafts-Departement zu Washington (Vereinigte Staaten von Nordamerika) durch die ARA.

Prof. Meyer hegt nun den Wunsch, sein Arbeitsfeld ganz in unsere Republik zu verlegen, um sich hier weiteren wissenschaftlichen Forschungen und der Lehrtätigkeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu widmen, dabei aber auch noch an der Einführung neuer, der Trockenheit widerstandsfähige Pflanzen, der Hebung des Obst- und Weinbaus mitzuwirken und unsere Republik in ihrem Kampfe mit der Dürre zu unterstützen, wie seine wissenschaftlichen Arbeiten ja immer nützliche, praktische Ziele verfolgen. Zu diesem Zwecke hat er bereits einen großartigen Garten (bei Stephan, Kanton Kamenska) angelegt, von dem wir im neuen Jahr eine genaue Beschreibung bringen werden.

Wir hoffen und wünschen, unsern teuren Professor bald in unserer Mitte zu haben und recht erfolgreich zum Wohle unserer jungen Republik arbeiten zu sehen.

Die Redaktion „Unsere Wirtschaft“.

Zwei Männer und zwei Hunde.

Von Reinhold Paul.

Zwei Männer tauchten zwischen den letzten Lehmhäusern des Dorfes hervor und schritten armschlenkernd ins schneebedeckte, von den Strahlen der Morgensonne hell beleuchtete Feld, und hinter ihnen zogen sich ihre Spuren in tiefen Furchen rötlich glühend durch den jungen Schnee. Zwei schlanke Hunde trabten mit lachenden Schnauzen und leicht geringelten Schwänzen hinter ihnen her und tupften ihre Pfoten pünktlich in die Filzstiefelspuren desjenigen, dem eine kurze Doppelflinte im rechten Arm baumelte. Der andere Mann war ihnen das siebente Rad am Wagen; sie schenkten ihm nicht nur keine Aufmerksamkeit, sondern blickten sogar jedesmal seitwärts, wenn er ihren Augen zu begegnen suchte. Sie wußten nicht und wollten nicht wissen, daß dieser Mensch in dem langen schwarzen Pelz von diesem Morgen an ihr Herr sein sollte.

Der Mann mit der Flinte und den hakenartig emporgebogenen Filzstiefeln, mit der kurzen

Pfeife und der kurzen aufgestülpten Nase war der alte Heinz, rundherum bekannt als Jäger, Hundefreund und Flaufenmacher. Der im schwarzen Pelz war sein Schwager aus dem Nachbardorf, genannt der Lange Christoph. Unter seiner schweren Pelzkappe schauten eine finstere Nase und eine lange Pfeife hervor; er war ein ernster und stiller Mensch.

Beide schwiegen, und jeder hatte seine Gedanken. Dem Jäger gingen die vertauschten Hunde im Kopf herum. Es sind zwei Tiere, an denen Hopfen und Malz verloren ist; das steht bei ihm seit diesem Herbst fest. Die Flink hat einen Gelenkfehler am Vorderbein und hinkt nur deshalb nicht, weil sie seit dem vorigen Winter keinen einzigen Sprung getan hat. Und dann ist sie so untreu und gefräßig, daß man sein Schwesen nicht gut genug vor ihr verstecken kann: sie schlüpft durch zerbrochene Fensterscheiben und klinkt alle Türen auf. Was den Latsch betrifft, so ist der ein ganz verdorbener Hund,

dem nur der Strich aus seiner verkehrten Lebensanschauung helfen kann. Er ist schnellfüßig und flechsig, das muß man ihm lassen; aber er frißt einem den Hasen vor den Augen auf, daß man denkt, es müsse einem die Galle plagen vor Aerger. So groß diese Untugend auch ist, er besitzt einen noch schlimmeren Fehler, mit dem es seine eigene Bewandnis hat. Sein Großvater, der auch den vernünftigen Namen Lasch trug, war einmal im Sommer hinter einem Hasen her, der in seiner Herzensangst unter eine Schafherde sprang; statt des Hasen ergriff aber der Lasch ein halbwüchsiges Lamm und zählte ihm die Rippen so gründlich, daß es auf der Stelle seinen Geist aufgab.

„Was hast du angerichtet, du Schweinehund?!“

Der Uebeltäter verstand ganz gut, daß man Rechenschaft über sein Tun verlangte. Er war seinen kurzen Blick auf sein Opfer und schmunzelte verächtlich:

„Ich wollte nur bißchen spielen mit ihm, und das dumme Ding hat sich gleich totgeärgert.“

Das war aber nur eine faule Rechtfertigung; denn fortan hielt er alle Schafe für eine Art Wild, das ein ordentlicher und gescheiter Hund verfolgen müsse. Er schloß Freundschaft mit dem Hofhund, dem schwarzen Bleß, und verführte ihn, daß er an allen Unternehmungen Laschs gegen die Schafe teilnahm. Die beiden Laugenichtse rissen damals nacheinander zehn Schafe zuschanden und fraßen sie zum Teil. Der Alte gerbte ihnen einigemal die Felle, daß sie Lumpen kosteten, und schließlich mußte er sie aufhängen. Laschs Vater, der auch Lasch hieß, hatte die Kniffe geerbt und mußte niedergeschossen werden; und dieser Lasch da hinten hatte sich vernünftig betragen bis zum vergangenen Sommer, wo er einen unzweideutigen Sprung nach einer jungen Ziege tat, den aber sein zufällig anwesender Herr vereitelte und durch eine halbstündige Züchtigung mit der Kamelspeitsche bestrafte. Der Alte wußte genau, was von diesem Gesellen in der Zukunft zu erwarten war, und beschloß, ihn mitsamt der Flink bei der ersten Gelegenheit für einen guten Preis vom Hof zu schaffen. Dazu hatte sich vor zwei Wochen die erste Gelegenheit geboten. Sein Schwager kam und erkundigte sich, ob nicht zwei gute Lasche für ihn aufzutreiben wären; auf seinem Land hause eine abscheuliche Hasenmenge, und da plane er in diesem Winter eine ernste Jagd. Der alte Heinze sagte darauf, er selbst müsse leider seine beiden tüchtigen Hunde für Mehl oder Hirse los schlagen, denn der Hunger tue eben weh; aus Gefälligkeit würde er sie schon lieber dem Schwager zukommen lassen. Der Lange Christoph war aber

vorsichtig und mißtrauisch und zeigte sich, obgleich er in diesem Hundetausch die liebe Hundsdreck verstand, doch als Geschäftsmann. Er fragte den Schwager genau über alle Leistungen jedes einzelnen Hundes aus, und nachdem ihm der Befragte die Ohren mit Lobsprüchen über die Taten der Hunde vollgeschwagt hatte, stellte er noch die Frage, ob keiner von den beiden nasche; denn er und seine Frau könnten einen mit diesem Laster behafteten Hund in ihrem Hauswesen nicht brauchen. Der alte Heinze wies diese Zumutung mit Entschiedenheit zurück, und der Handel wurde endlich geschlossen, wobei man den Preis nach langem Hin- und Herreden auf anderthalb Pud Hirse festsetzte. Der Lange Christoph nahm aber die Hunde nicht sogleich mit, sondern kam erst diesen Morgen, also nach zwei Wochen, wieder, um sie abzuholen. Mißtrauisch wie er war, hatte er folgenden Plan ausgedacht: um die Hunde ins andere Dorf zu kriegen, wollte er den Schwager Heinze mitnehmen, und da grade frischer Schnee gefallen war, sollten die Hunde unterwegs am ersten besten Hasen ein Probestück ihrer Tüchtigkeit ablegen.

Und so schritten denn die zwei Männer über die schneebedeckten Felder dahin, und hinter ihnen lagen in Wellenlinien die weißen Furchen ihrer Spuren; die Hunde trotteten lachend hinten nach, und die Flink kam manchmal dem alten Heinze so nah, daß ihre Borderpfoten an seinen Filzstiefeln hinunterkragen, was er ärgerlich mit derben Fußtritten beantwortete.

Sie hatten das Heimatsdorf des Langen Christoph beinahe erreicht, und der alte Heinze lachte schon im stillen ob des voraussichtlichen Gelingens seines Vorhabens; aber da kam eine Hasenfährte, die sah so appetitlich aus, daß man sie hätte auflecken mögen.

„Den spure mir raus!“ grunzte der Lange Christoph.

Der alte Heinze folgte der Fährte mit schwerem Herzen und beschloß, den Hasen beim Aufsteigen auf der Stelle niederzuknallen, damit die Fehler seiner Hunde nicht an den Tag kämen. — Die Spur verdoppelt sich, und dort ist der Absprung! Wo liegt jetzt der Has? — Kreuz Wetter, dort läuft er schon! Der Alte zielt: pfschsch . . . bumm! — Gewittersches Dreckpulver! — Lasch! Flink! Hulla, hulla! Krie'n! Flink, du! — Do steht's, des Misthinkel, un tut kaan Sprung! Hulla! Usii!

Der Lasch schnappte schon nach dem Hasen, aber die Flink rührte sich nicht von der Stelle. Sie reckte den feinen Hals und verfolgte die Jagd mit

unruhigem Blick und kläglichem Gewinsel. Sie wäre dem zappligen Ding auch gern nachgesauft, aber die kranke Pfote schmerzte bei jedem Tritt.

Die beiden Männer leuchten in ihren schweren Pelzen dorthin, wo der Lasch den Hasen geschmissen hatte, und die Flink hüpfte ihnen mit gehobenen Ohren nach. Der Lasch hörte zwar seinen ankommenden Herrn schreien und drohen, machte sich aber trotzdem über den mühselig erworbenen Hasen her, dem er nach altem Hundebrauch den knusprigen Kopf abfraß. Und da unterdessen der alte Heinze zu nahe herangekommen war, stiegen ihm üble Erinnerungen auf, Erinnerungen an Schläge, die er unter ähnlichen Verhältnissen gekriegt hatte. Er ging zagend stepplein. In Anerkennung seiner Schuld krümmte er den Rücken; zum Zeichen der Reue und Zerknirschung steckte er den Schwanz zwischen die Hinterläufe; seine Miene war auch reumütig, aber die Zunge kam verstohlenerweise hervor und leckte das Blut von den Haaren der Schnauze.

Der alte Heinze suchte die Geschichte, so gut es ging, zu vertuschen: der Lasch hat seit drei Tagen kein Maul voll Fressen gekriegt, da ist es nicht zu verwundern, daß er sich an den Hasenkopf gemacht hat; der Flink hatte er gestern schon angemerkt, daß sie krank ist: sie frißt nicht und winselt immer so kläglich.

Der Lange Christoph sagte nichts, sondern betrachtete den Hasenkörper, der ihm abscheulich groß vorkam, aufmerksam von allen Seiten.

Die beiden Männer gingen weiter ihres Weges und verschwanden bald im rauchenden Dorf; aber auf den hellglänzenden Schneefeldern verblieben ihre Spuren und schimmerten in weißen Lichtern und blauen Schatten. Zwei Krähen schwenkten dorthin, wo sich der rote Blutstreck in den Schnee gefressen hatte; sie schnurrten mit den Flügeln und machten ein Gefrächze, wie wenn sie wer weiß was entdeckt hätten.

Wie die meisten Weibslente, so hatte auch Christophs Frau einen angeborenen Widerwillen gegen alle Jagdhunde; daher guckte sie die beiden Tiere nicht grade freundlich an. Und als man ihnen zur zeitweiligen Herberge das Vorhaus anwies, war sie grob genug, die Ehrlichkeit der beiden Hunde in deren Gegenwart zu bezweifeln und dem Bruder die unhöfliche Frage zu stellen, ob sie arg naschen, was der Befragte aber entschieden verneinte.

Man ging in die warme Stube und setzte sich hinter den Mittagstisch. Der Christoph sprach seinen

Zweifel über die Brauchbarkeit der Hunde aus, woraus der Schwager ersehen ionnte, daß er sich immer noch nicht entschlossen hatte, die Hunde zu nehmen. So ein verdammter Geizhals, der sich selber nicht ordentlich traut und niemals weiß, was er will!

Nach dem Mittagessen goß der Lange Christoph die übriggebliebene Suppe in einen Eimer und ging mit dem Schwager ins Vorhaus, wo er zusehen wollte, wie die Hunde fressen. Aber die zwei Tiere waren nicht mehr da. Zum Kuckuck, was ist denn da los?! — Die Tür zur Dachkammer stand offen, und das Gewinsel der Flink drang herunter — hohl und dumpf wie aus einem Keller.

Die Männer krabbelten die staubigen Stufen hinan und fanden droben die zwei Hasenspezialisten in eine greuliche Verteilungsarbeit vertieft: der Lasch hatte einen großen Schinken vor sich im Staub liegen und nagte daran mit Herzenslust. Die Flink saß mit ihrem Kopf in einem irdenen Krug und fraß und schluckte etwas mit großer Eier; doch manchmal, wenn sie gewahr wurde, daß sie eigentlich nicht mehr heraus könne, winselte sie kläglich und hüpfte rückwärts wie ein Krebs; dabei schleppte sie den Krug am Kopfe nach wie eine schreckliche Maske.

Der alte Heinze ließ ein fürchterliches Strafgericht über die Missetäter ergehen, indem er seine alte erprobte Methode anwendete, eine Methode, die eigentlich jeder Hundefreund kennen sollte. Sie besteht darin, daß man mit festem Griff der linken Hand den Hund am Schwanz packt und bei fortwährender Drehung des eigenen Körpers um sich herum schwingt; die Schwungkraft hält den Hundekörper gleichmäßig schwebend in der Luft, und die freie Rechte kann ihn ruhig karbatschen, bis sein Maß voll ist.

Die Männer verloren kein Wort mehr über den Tausch, sondern sprachen ruhig und ernst über vielerlei andere Dinge, bis der sinkende Tag den alten Heinze zur Heimkehr mahnte. Endlich verabschiedete er sich und verließ das Haus seiner Verwandten. Stillschweigend ging er zum Hinterpförtchen hinaus, und stillschweigend schlüpfen ihm seine Hunde nach.

Abendliche Nebel zogen über die trüben Felder, als sich der müde Jäger stolpernd seinem Dorf näherte. Seitwärts von ihm schlich in einiger Entfernung die Flink, und noch weiter abseits schwebte der Lasch wie ein grauer Fleck durch den Nebel.

Finster und verstimmt war der Alte, und niedergeschlagen und zerknirscht waren seine Hunde.

Der Staatsverlag

der Auton. Sozialistischen Räterepublik
der Wolgadentschen. Verwaltung:
Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.

Buchhandlungen in Pokrowsk, Marystadt, Seelmann, Krasny-Kut, Balzer und Saratow.
Handel mit Büchern, Kanzleizubehör, Schreibutensilien und Zubehör für Photographien

Lehrbücher:

Rbl. Kop.

Fr. Bach.	Verne lesen. Erstes Lesebuch für die deutschen Kinder des Bundes der Räterepublik	—	70
Fr. Ziegler.	Rechenbüchlein 1. Teil. Erstes Hilfsbuch für den Rechenunterricht in den deutschen Schulen des U.S.S.R.	—	20
Fr. Ziegler.	Rechenbüchlein 2. Teil. Zweites Hilfsbuch	—	50
Fr. Ziegler.	Rechenbüchlein 3. Teil. Drittes Hilfsbuch	—	65
Fr. Ziegler.	Rechenbüchlein 4. Teil. Viertes Hilfsbuch	—	1
Ad. Emich.	Deutsches Lesebuch 1. Teil. für die Schulen der ersten Stufe	—	85
Ad. Emich.	Deutsches Lesebuch 2. Teil.	—	85
Jolan Helen-Fried.	Soziales Lesebuch für das 3. und 4. Schuljahr	1	50
Kurt Fischer	Unsere Muttersprache. Lehrbuch für den Deutschunterricht	1	50
H. Fischer	Im Freien. Naturgeschichtliches Lesebuch	2	—
Chr. Delberg.	Guck in die Welt. Geographisches Lesebuch	1	30
August Konfinger	Mathematik in den Schulen der 1. Stufe. Hilfsbüchlein	—	60
M. B. Wolffson	Abrisse der Gesellschaftskunde	1	60
M. Pokrowski.	Kurzer Abriss der Russischen Geschichte 1. und 2. Teil.	1	60
A. S. Tjumenew.	Geschichte der Arbeit	1	50
H. Fuchs	Der Schlüssel. Erstes Lesebuch für erwachsene Analphabeten.	—	40
A. Sücker.	Leitfaden für die physische Kultur unserer Schuljugend.	1	—
Fr. Ziegler.	Die Zahlensysteme natürlicher Größen	—	30

Landwirtschaftliche Bücher:

R. R.

Bücher politischen Inhalts.

R. R.

J. Schneider	Die Baum- u. Strauchweiden ihre Kultur u. tech. Benutzung	—	50	G. Dummler.	Unsere Emigranten.	—	25
M. Livaniski.	Die landwirtschaftl. Steuer	—	35	B. Kunte.	Politisches ABC	—	50
L. Strandt.	Die Schafzucht	—	70		Programm und Statuten der RKP (B)	—	25
G. Schulmeister	Der Mais	—	32		Resolution des 12. Parteitags der RKP (B)	—	25
D. B. Zelpatjewski	Praktische Schweinezucht	—	25	A. Rykow.	Briefe in das Dorf	—	5
M. Zwanow.	Das Winterforn	—	60		Programm und Statuten des RKP (B)	—	10
G. Schulmeister	Arbusen, Melonen, Kürbisse und ihr Anbau	—	35		Die Kindheit Lenins	—	6
M. Zwanow.	Der Sommerweizen	—	45	B. Karpinski.	Was hat Lenin gelehrt	—	6
H. Rieger.	Die Kultur des Weinstocks.	—	80		Resolutionen des 13. Kongresses der RKP (B)	—	15
H. Dengert.	Die Kultur d. Kartoffel	—	35		Die Rote Armee und die Bauernschaft	—	18
E. Meyer.	Die Entstehung d. Ackerbod.	—	25	Saratow.			
J. L. Brotschikow	Die Kräfte des Pflanzens	—	8	L. Zefimow und.			
A. Sefonow	Von der Kartoffel	—	8	B. Rudnew	Schafft landwirtsch. Birtel	—	5
B. Konstantinow	Das Welschforn	—	12		Macht der Roten Armee keine Schande	—	5
G. Zwanow	Das Namel	—	6				
M. Sazonow.	Das Welschforn	—	10				
	Die Hirse	—	8				
J. L. Bratschikow	Der Rogg der Pferde.	—	8				
G. Zwanow	Das Bauernschaf.	—	8				
J. L. Bratschikow	Die Maul- u. Klauenseuche	—	6				
M. Sazonow.	Die Wurzelfrüchte als Feldpfl.	—	10				
J. L. Bratschikow	Der Milzbrand.	—	6				
"	Die Pest und Rotlauf bei den Schweinen	—	8				
G. Horst	ABC d. trockenen Ackerbaues	—	30				
Prof. Dr. Lindemann.	Die schädli. Getreide-Insekten	—	70				
A. Schütz.	Der Tabak u. seine Kultur	—	15				

Leninbibliothek:

R. R.

B. Kunte	Genosse Lenin	—	25
B. J. Lenin	Vom Weltkrieg zur Revolution	—	40

Verschiedene Bücher:

Rbl. Kop.

	Beiträge zur Heimatkunde des Deutschen Wolgagebiets	—	85
Dr. A. Böhm und Dr. R. Geminow	Unsichtbare Feinde und Freunde des Menschen	—	65
Reinhold Paul	Kleine Geschichten	—	25
A. Rothermel	Der Planchentanz. Kinderaufführungen.	—	20
E. Chevalier	Christine Koch. Theaterstück	—	15
Artjom Wessely	Aus dem Roman „Heimatland“	—	8
Prof. A. N. Flerow	Ueber die Sonne, den Regenbogen und die Sterne	—	8
B. Kasanski	Wissenschaft. Erzählung.	—	8
G. Secht	Gesamtbürgerschaft. Erzählung	—	6
Dr. Sigal	Das Gericht über einen Trunkenbold	—	8
Demjan Bedny	Ausgewählte Gedichte	—	45

Schulen, Klubs, Bibliotheken und kollektive Organisationen erhalten Nachlaß und Kredit. Bei Bestellungen sind 20 Proz. an den Verlag einzufenden. Wöchentlich erscheinen im Deutschen Staatsverlage neue Bücher. Interessenten werden kostenfrei Preislisten zugesandt.

Achtung!



Den Lesern der Zeitschriften

„Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“

wird bekanntgegeben, daß die beiden Zeitschriften vom 1. Januar 1926 vereinigt werden. Das Abonnement auf die „Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“ auf das Jahr 1926 ist eröffnet.

Die „Nachrichten“ erscheinen wieder 3-mal wöchentlich mit der Beilage

„Gesetz und Leben“.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr	4 Rbl. 40 Kop.
für das Halbjahr	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr	1 Rbl. 20 Kop.
für 1 Monat	40 Kop.
Die Einzelnummer	4 Kop.

Für das Ausland:

für 1 Monat	50 Cent.
für 6 Monate	3 Doll.
für 12 Monate	5 Doll.

Bei Bestellung beider Ausgaben zugleich ist der Abonnementspreis:

für das Jahr	8 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr	4 Rbl. 20 Kop.

„Unsere Wirtschaft“ wird im neuen Abonnementsjahr wöchentlich erscheinen und dem Verständnis der Bauernleser noch mehr angepaßt sein.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr	4 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr	1 Rbl. 15 Kop.
für 1 Monat	40 Kop.
Die Einzelnummer	12 Kop.

Für das Ausland:

für 1 Monat	50 Cent.
für 6 Monate	3 Doll.
für 12 Monate	5 Doll.

für das Vierteljahr	2 Rbl. 25 Kop.
für einen Monat	80 Kop.

Die Jahresbesteller beider Ausgaben, die den Jahresbetrag gleich bei der Bestellung eintragen, erhalten als Beilage das Büchlein des Prof. Lubomirov „Die ökonomische Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolster Bezirks im Jahre 1791“.

Die Redaktion.